

Preil und Perwelk im Wandel der Zeit

ERINNERUNGEN EINES NEHRUNGSLEHRERS
VON ALFRED EGLINS

Nicht viele Memelländer haben jetzt noch das Glück, wie früher eine Fahrt mit dem „Kurischen Haff“ zu machen. Für uns an der Niederelbe besteht diese Möglichkeit. Obgleich Name und Farbe des Dampfers anders geworden sind, fühlen wir uns trotzdem auf ihm recht heimisch, und manche Erinnerung erwacht, besonders auch an unsre schönen Nehrungsorte. Unter diesen bekam das kleine Preil für mich eine besonders große Bedeutung. Mit Ausnahme eines Winters in Nidden durfte ich dort über sieben Jahre als Lehrer tätig sein.

Der Ruf zur Nehrung kam für mich überraschend. Als ich mich kurz vor Beendigung meines Militärjahres an Schulrat Schalnas mit der Frage nach meinem künftigen Wirkungsort wandte, erhielt ich von ihm den humorvollen Bescheid: „Da Sie die Absicht haben, sich demnächst zu verheiraten, so ist Nidden für Sie das einzig Richtige. Dort sind Sie wenigstens im Winter vor der Schwiegermutter sicher!“ Gerne nahm ich diesen Auftrag an, nicht aus Furcht vor meiner künftigen Schwiegermutter, sondern weil ich mich auf die Gelegenheit freute, die Nehrung gründlich kennen zu lernen.

Auf dem Niddener Marktdampfer

Mein Nehrungsleben begann mit einer Dampferfahrt nach Nidden im Spätherbst 1912. Wegen der vorgerückten Jahreszeit kam dafür nur noch der kleine Niddener Marktdampfer in Betracht. Sein Liegeplatz befand sich in der Dange vor Papendick. Dort war in vieler Hinsicht die Verkehrszentrale der Nehrungsfischer. Kapitän Herberger war zugleich der Reeder des Dampfers. Zwischen ihm und seinen Stamm-Fahrgästen bestand ein richtiges Freundschaftsverhältnis, das auch durch gelegentlichen Krach nicht erschüttert wurde. Jetzt, kurz vor Einbruch des Winters, stand der Dampfer im Großeinsatz. Auf Deck lagerte neben vielen leeren Fischkästen eine Menge Winterproviant für die Nehrungsorte. Auch in der Kajüte war es sehr beengt. Während der Fahrt herrschte dort bald „dichter Nebel“. Ich mußte dabei an das alte memelländische Sprichwort denken: „Ein Fischer, der nicht raucht, taugt nichts.“ Derselben Meinung waren offenbar auch die Fischerfrauen, die sich beim fleißigen Stricken und lebhaften Gespräch nicht durch den Tabaksqualm stören ließen. Die Kapitäns-



Gefesselte Düne

An dem Fuße dieser gefesselten Düne liegt Preil, einer der weltverlorensten Nehrungs-orte, der auf diesen Seiten geschildert wird.

Auf.: Inst. f. Ausl. Bez.

frau aber sorgte als umsichtige Wirtin dafür, daß von den Fahrgästen niemand Durst zu leiden brauchte.

Ausbooten

Für Schwarzort war nur wenig Fracht; denn von dort fuhr auch ein Marktdampfer nach Memel. Nach kurzem Aufenthalt ging darum die Fahrt zur nächsten „Oase der nordischen Sahara“ weiter. Dieser alte Vergleich hatte trotz der vorgeschrittenen Kultur noch immer seine Berechtigung. Wenn man auf den kahlen Sandwall der Sturzdünen am Haffufer blickte und daran dachte, daß in dem weiten Raum zwischen den Nehrungsorten keine menschlichen Wohnstätten anzutreffen waren, so vermittelte das einen Begriff von der grenzenlosen Einsamkeit einer Wüstenlandschaft. Bald aber wurden die Gedanken davon abgelenkt; denn in unser Blickfeld trat der Leuchtturm von Perwelk. Wie ein einsamer Wächter stand er im Haff. Der Brennstoff für sein Leuchtfeuer, Petroleum, wurde vom Hafengebäude durch Dampfer „Bleek“ hergebracht und mußte täglich aufgefüllt werden.

Von hier ab ging es in langsamer Fahrt in die Perwelker Bucht hinein. Nur ein erfahrener Schiffsführer durfte es wagen, so dicht an das Ufer heranzukommen. Perwelk war wohl das kleinste, aber nicht, wie man mitunter auch in geographischen Lehrbüchern lesen konnte, das ärmste Dorf der Nehrung. Weder die Armut noch der „Reichtum“ waren hier anders als bei den Fischern der anderen Nehrungsorte. Freilich wer sich nur vom Dampfer aus Perwelk ansah, konnte leicht zu geringschätzig darüber urteilen. Dichtgedrängt lagen die wenigen Fischerhäuser am Haffufer. Keine großen Wirtschaftsgebäude gehörten dazu. Im Gegensatz zur hohen Düne im Hintergrunde erschien alles besonders niedrig. Auch das Schulhaus paßte sich diesem bescheidenen Rahmen an. Später erhielt Perwelk als Schulungslager für die Memeler Segelflieger eine besondere Bedeutung.

Jetzt, beim Tuten des Dampfers, wurde es am Ufer lebendig. In diese kleinen einsamen

Nehrungsdörfer brachte die Ankunft des Marktdampfers stets für jung und alt eine willkommene Abwechslung. Einige Boote näherten sich dem Dampfer. Bald hatte das erste festgemacht, und das Löschen der Ladung konnte beginnen. Das geschah alles sehr laut und lebhaft. Zuletzt stiegen die „Heimkehrer“ in den „schwankenden Nachen“. Bei bewegtem Wasser erforderte dieser Abstieg schon einige Geschicklichkeit. Für ältere Leute, die von auswärts kamen, war das Ausbooten immer eine ziemlich aufregende Angelegenheit.

Wenn schließlich „bis zum Sinken überladen“ sich das letzte Boot entfernt hatte, dann konnte die Reise nach dem etwa 6 km entfernten Preil weitergehen. Dort wiederholte sich dasselbe Landungsmanöver; denn den Anlegeplatz für Dampfer bekam dieses Dorf erst nach dem Kriege. Nur herrschte hier ein stärkerer Betrieb; denn Preil war mehr als doppelt so groß wie Perwelk. Nach dieser letzten Unterbrechung ging es rasch dem Ende der Fahrt entgegen. „Jedesmal, wenn ich bei solchem Wetter in den Niddener Hafen einfahren muß, verliere ich ein Jahr meines Lebens,“ sagte Herberger bei dieser Gelegenheit zu mir. Er wurde trotzdem noch ziemlich alt.

Von Nidden nach Preil

Nidden hatte damals noch kein Schulhaus. Eine von den drei Klassen war im Pfarrhause untergebracht. Hier unterrichtete der Pfarrer gleichzeitig als vollbeschäftigter Lehrer. Von altersher war es in Nidden so Sitte gewesen. Erst kurz vor Beginn des ersten Weltkrieges wurde diese Verbindung zwischen Kirchen- und Schulamt gelöst. Die beiden andern Klassen, wie auch meine Wohnung befanden sich in Fischerhäusern. An einem späten Abend öffnete sich dort ganz leise ein Türspalt meines Zimmers; durch ihn schob sich eine Hand mit einem Revolver. Ihr folgte eine hohe Gestalt, den Hut tief in die Augen gedrückt. Es war Maler Borschke, der auf diese originelle Weise mich besuchen kam. Sein Name stand später neben anderen auf der Niddener Eh-

rensäule zum Gedenken der im Weltkrieg gefallenen Künstler. Von den andern Berühmtheiten der dortigen Malerkolonie lernte ich noch Pechstein und den Tiermaler Kallmeyer persönlich kennen.

Im Frühjahr 1913 wurde ich auf meinen Wunsch nach Preil versetzt. Mein Vorgänger dort war der spätere Memeler Seimasabgeordnete Jagstaidt gewesen. Ihm hatte die Schulbehörde das Versprechen gehalten: „Zwei Jahre freiwillige Verbannung, dann eine gute Stelle auf dem Festlande.“ Schon längst war die Regierung davon abgekommen, die Lehrerstellen in diesen kleinen Nehrungsorten, besonders in Perwelk, für Strafversetzungen zu benutzen. Der Umzug nach Preil ging ohne wesentliche Schwierigkeiten vor sich. Die Möbel wurden in einen großen Kahn verladen, und ein Pferd zog diesen mit Leichtigkeit am Haffufer entlang bis vor das Preiler Schulhaus. Auf halbem Wege etwa aber trat eine unvorhergesehene Unterbrechung ein. Das Pferd versank plötzlich bis zur Brust im Ufersand. Es war auf eine der seltenen Trieb-sandstellen geraten. Mit einiger Mühe und Nachhilfe aber konnte das Tier mit den Vorderhufen wieder festen Boden fassen und sich herauswuchten.

Einige alte Memeler werden sich vielleicht noch aus den Flüchtlingstagen 1915 der Preiler Schule erinnern. Sie gehörte mit der in Perwelk zu einem Schulverband. Beide Dörfer bildeten außerdem einen forstfiskalischen Gutsbezirk. Preil hatte deshalb keine Gemeindevertretung und keinen Bürgermeister, sondern einen stellvertretenden Gutsvorsteher. Seine Machtbefugnisse waren sehr beschränkt. Für alle wichtigen Anliegen, z. B. Weiderecht, war die Forstverwaltung zuständig. Ihr örtlicher Vertreter war der Preiler Förster, dessen Forsthaus mitten im Waldrevier an der Poststraße lag.

Kampf mit Düne und Haff

Das Schulhaus in Preil war 1906 auf dem Platz der alten Schule errichtet worden. Dadurch wurde ein neuer Kellerbau erspart. Jetzt erwies sich jene Sparsamkeit als ver-

kehrt. Die Schule stand zu dicht am Haff. Im Sommer war es zwar recht angenehm, wenn die Entfernung zwischen Wohnung und Badestrand nur wenige Meter betrug. Dieser Vorteil hatte als Kehrseite manche Nachteile. Am deutlichsten zeigten sie sich, wenn zur Zeit der Herbst- und Frühjahrsstürme das Wasser bis zur Haustür vordrang. Nicht immer war es so gewesen. Zur Zeit der alten Schule wehte noch der Dünensand über den Schulhof, und das Ufer schob sich immer weiter in das Haff hinein. Nach der Chronik waren der Schule damals ein Wäldchen und ein großes Stück Kartoffelfeld vorgelagert gewesen. Mit dem Flugsand rückte aber die Düne immer näher. Auf ihrem Wege hatte sie schon manches Unheil angerichtet. Alt-Negeln war versandet. Die Bewohner hatten sich in Preil und Perwelk angesiedelt. Aber neue Versandung drohte. Endlich griff der Staat in den Kampf des Menschen mit der Wanderdüne ein. Durch Bepflanzung wurde dieser anrückende Feind besiegt und festgelegt. Das letzte Zuchthauskommando, das dazu eingesetzt gewesen war, hatte im Jahr vorher Preil endgültig verlassen.

Nun aber war ein neuer Kampfplatz dort entstanden, „wo des Haffes Wellen trocken an den Strand.“ Trotz der vorgebauten Bühnen nagte das Wasser unmerklich, aber ständiger, am sandigen Ufer. Das Land vor der Schule hatte das Haff längst verschlungen, und von dem Baumbestand waren nur noch kümmerliche Reste übrig. Zwar bestand für die Schule noch keine unmittelbare Gefahr, denn eine Steinschicht vor dem Zaun setzte dem Angriff des Haffes einigen Widerstand entgegen. Aber zu beiden Seiten des Schulgrundstückes drang das Wasser im Laufe der Jahre immer weiter vor. Das Gebot der Stunde hieß jetzt: Uferschutz und -befestigung. Die Forstverwaltung stellte dazu unentgeltlich Material zur Verfügung. Der Not gehorchend, wurde in dieser Hinsicht auch mancherlei geleistet. Wenn aber der Eisgang begann, die Eisschollen sich am Schulzaun hochtürmten und ihn eindrückten, dann wurde alle Uferbefestigung auf eine harte

Der Perwelker Leuchtturm

*mitten im Haff war ein Freund
der Fischer und Segler, ein
Freund auch der Kapitäne aller
Bäderdampfer; Otto Heyde-
mann stellte uns diese Auf-
nahme zur Verfügung.*



Probe gestellt. Manches wurde zerstört, anderes schwer beschädigt. Jedoch die Preiler verloren nicht den Mut, immer aufs neue wurde der Abwehrkampf mit wechselndem Erfolg geführt. Sollte aber etwas Dauerhaftes geschaffen werden, so war der Einsatz großer Staatsmittel dafür erforderlich. Der Ausbruch des Krieges durchkreuzte diese Hoffnung.

Der Kampf um die Wohnstätte war nur ein Ausschnitt aus dem sonstigen schweren Existenzkampf der Fischer. Ueberall mußte hart um den kärglichen Lebensunterhalt gerungen werden; denn der Fischreichtum war nach den Erzählungen der Alten gegen früher sehr zurückgegangen. Das galt sowohl vom Haupterwerb, der Haff- als auch von der Seefischerei. Letztere beschränkte sich auf die Lachs- und Flundernfischerei in der Nähe des Strandes.

Die dreisprachigen Kuren

Große Seefahrten erforderte das Berufsleben von den Preiler Fischern nicht mehr. Im Gegensatz dazu waren, nach der mündlichen Ueberlieferung, ihre Vorfahren kühne Seefischer gewesen. Sie kamen von Kurland und waren vom Sturm an diese Küste verschlagen worden. Weil hier ein günstiges Arbeitsgebiet war, siedelten sie sich an. Dadurch entstand diese kurische Sprachinsel auf der Nehrung, die hauptsächlich Nidden, Preil und Perweik umfaßte. Die Schulkinder hörten und sprachen deshalb mit ganz geringen Ausnahmen zu Hause nur kurisch. Um die Unterrichtszeit zur Uebung im Deutschen restlos auszunutzen, war angeordnet worden, daß auch in den Pausen auf dem Schulhof nur deutsch gesprochen werden sollte. Aber man hatte Verständnis dafür, wenn im Eifer des Spieles dieses Verbot vergessen und die Läufer immer wieder mit lautem „skreil skreil!“ (lauf! lauf!) angespört wurden.

Neben dem Deutschen und Kurischen war als dritte Sprache noch das memelländische Litauisch den meisten Erwachsenen bekannt. Sie hatten es im Marktverkehr mit den Bauern der Festlandseite erlernt. Vor 40 Jahren waren auch noch litauische Gottesdienste in Nidden. Sie wurden von einigen alten Leuten besucht, mußten aber bald wegen zu geringer Beteiligung eingehen.

Glaube und Leben

Im übrigen konnte sich der Pfarrer in Nidden nicht über Mangel an kirchlichem Interesse seiner Gemeinde beklagen. Selbst die Preiler und Perwelker scheuten nicht den weiten Weg zum Gottesdienst nach Nidden. Das Altarbild ihrer Kirche „Der sinkende Petrus“ wird gewiß manchem später zum Symbol des eigenen Lebens geworden sein. Der harte Kampf ums Dasein hatte auch die Frömmigkeit dieser Menschen geprägt. Es war ein Christentum der Tat, verbunden mit alter christlicher Sitte. Ein Beispiel dafür war unter anderen die Sonntagsheiligung. Sie begann schon am Sonnabendnachmittag; denn in der folgenden Nacht wurde nicht zum Fischfang ausgefahren. Neben den allgemeinen kirchlichen Feiertagen war hier noch die

Erinnerung an einige altkirchliche Feste wachgeblieben, die auch entsprechend gefeiert wurden.

Ein schönes Zeugnis für die Opferwilligkeit der Preiler war es, als sie aus freiwilligen Spenden ein großes Harmonium für die Außengottesdienste in der Schule anschafften. Der Gemeindegesang war in rhythmischer und melodischer Hinsicht so eigenartig wie die Nehrungsart. Die tiefen Männer- und hohen Frauenstimmen woben in vielfältiger Weise durcheinander, daß der Vergleich mit dem Meeresrauschen nicht unzutreffend war.

Außerhalb der kirchlichen Frömmigkeit gab es hier noch andere seltsame Verbindungen mit der geistigen Welt. Wer Interesse dafür hatte, konnte Leute kennen lernen, die von außersinnlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen zu berichten wußten. Im Zusammenhang damit muß die Preiler „Spukbucht“ erwähnt werden. Teils waren es wohl Sinnestäuschungen, teils seelische Wirklichkeiten. Die Einsamkeit und geheimnisvolle Stille der Natur schienen diese medialen Fähigkeiten zu begünstigen. Jedenfalls hätte die junge parapsychologische Wissenschaft hier ein ergiebiges Forschungsgebiet gefunden.

Einheimische und Fremde

In diese kleinen Nehrungsdörfer heiratete nur selten eine Bauerntochter als Fischerfrau hinein, und noch seltener kam ein Sied-



Seltsame Vögel am Himmel der Nehrung

waren die Segellugzeuge des Memeler Segellieglagers in Perweik.

Aufn.: Haro Schumacher

ler von der Festlandseite hier in diesen Landstrich zwischen Haff und Meer. Das entbehrungsreiche und harte Fischerleben schien wenig begehrenswert. Es wurde deshalb meist innerhalb der Dorfgemeinschaft geheiratet. Darum gab es in den memelländischen Nehrungsorten, und so auch in Preil, viele gleichnamige Familien. Amtlich wurden sie der Reihe nach numeriert; im Alltagsleben fragte kaum jemand danach. Jeder der Betroffenen war vielmehr unter einem ihn charakterisierenden kurischen Nebennamen im Dorf und darüber hinaus bekannt. Mißverständnisse waren dadurch ausgeschlossen.

Kurz vor Beginn des ersten Weltkrieges wurde auch Preil vom Fremdenverkehr erfaßt. Damit erschloß sich den Fischerfamilien eine neue Erwerbsquelle. Der Sommer war auch die Zeit der Dienstreisen nach der Nehrung. Nicht selten brachte der Regierungsdampfer hohe Verwaltungsbeamte aus Königsberg und Memel nach Preil. Dann wurde stets auch die Schule besucht. Meine früheren Schüler werden sich vielleicht noch der fröhlichen Stunde erinnern, als Regierungspräsident Dr. G. und unser Geheimrat Cranz sich abwechselnd als Lehrer betätigten. Wie in Vorschau des Kommenden hatten sie als Unterrichtsthema: „Die Königin Luise als Flüchtling“ gewählt.

Welch herrliches Bild!

Gelegentlich eines solchen „Staatsbesuches“ sagte der Regierungschef zu mir: „Sie wohnen hier wie in einem Paradies!“ Damals konnte ich ihm nur bedingt zustimmen, denn ich kannte auch die Schattenseiten des Nehrungslebens. Heute aber würde ich ihm doppelt recht geben. Unser Dorf war zwar kein Paradies mit Obstbäumen und großer Fruchtbarkeit; es entschädigte aber dafür durch eine Fülle anderer Naturschönheiten. Ein Rundblick von der hohen Düne, dort, wo der Vermessungsturm stand, bestätigte das. Wald, Strand und See vereinigten sich zu einem Landschaftsbilde, entsprechend dem, dessen Schönheit einst Friedr. Thimm, der unvergessene Dichter unserer Heimatstadt, in die Worte faßte: „Welch herrlicher Blick von des Leuchturms Höh! Hinter den Dünen unendliche See!“ Vor allem fand hier der Landschaftsmaler reiche Anregung für sein Schaffen. Darum waren auch fast immer unter den ständigen Preiler Sommergästen einige Königsberger Künstler. Für jeden Naturfreund aber hätte das niedrige Gehölz nach Perwelk zu, die Gegend des Preiler Elchbruchs, besondere Anziehungskraft. Hier war das Standquartier dieser Urwelttiere, dem sie immer wieder zustrebten.

Wandten wir uns um, dann lag das lange-streckte Dorf am Fuße der bewaldeten Düne vor uns. Am Bulwieker Haken, einem kurven Ausläufer der Nehrung nach der Haffseite zu, weidete die Preiler Viehherde. Ihr Hirte zog am frühen Morgen, sein Horn blasend, wie der Rattenfänger von Hameln durch

das Dorf, und von allen Haken kamen die Kinder und folgten ihm. Vor dem Dorfe, in Ufernähe, wiegten sich im Winde die Fischerkähne, die Mastspitzen geschmückt mit dem Preiler Kurenwimpel. Ließen wir schließlich den Blick über die Weite des Haffs zur anderen Seite hinüberwandern, dann grüßten von dort Windenburg, die sagenhafte Heimat der Neringa, und das ferne Mündungsgebiet der Memel herüber.

Auch in den anderen Jahreszeiten verlor die Nehrung nichts von ihrer eigenartigen Schönheit. Selbst der Winter machte davon keine Ausnahme. Dann wehte oft der scharfe Ostwind über die Eisfläche. Vom Haff her ertönte das „Klappern“ der Fischer. Damit sollten die Fische in die angesetzten Netze getrieben werden. In dieser Zeit war es ganz einsam. Nur der Postbote von Nidden hielt die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht. Wenn aber der Frühling nahte, begann die schlimmste Zeit des Fischers, der Schack-tarp. Er war dann ohne Verdienst. Vielleicht würde er heute Arbeitslosenunterstützung erhalten. Während dieser Zeit mußte von den Vorräten gelebt werden. Zum kleinen Teil wurde das Durchhalten durch den Krähenfang im Herbst erleichtert. Eigenartig war das Tömen der mit dem aufgestellten Zugnetz gefangenen Krähen. Durch einen scharfen Biß in den Schädel wurden sie auf schnelle Weise vom Leben zum Tode befördert. Wenn dann am Abend so ein alter „Krajebieter“ einen großen Sack voller toter Krähen anschleppte, so hatte sein Gebiß tüchtige Arbeit geleistet.

Preiler Flüchtlingstage

Mit dem gewohnten ruhigen Leben war es auch in Preil und Perwelk im August 1914 vorbei. Der Gewittersturm der Weltgeschichte drang in die einsamen Nehrungsdörfer ein. Aus dieser Kriegszeit, die ja noch heute nicht beendet ist, will ich nur einige Höhe- und Wendepunkte hervorheben. Das wichtigste Ereignis nach der Mobilmachung war für Preil die Flüchtlingszeit im März 1915. Im Laufe des 18. März kamen längs der Nehrung erst einige, dann immer mehr Flüchtlinge aus Memel. Nach der Uebernachtung in Schwarz-mel. Nach der frühen Morgen unter-ort waren sie seit dem frühen Morgen unterwegs. Am Nachmittag wurde das Weiterkommen sehr erschwert; große Schneeverwehungen bildeten ein starkes Hindernis. Die meisten bogen deshalb von der alten Poststraße in Perwelk und Preil ab und fanden in den Fischerhäusern Unterkunft. Besonders stark war die Schule belegt. Hier waren alle Räume bis zum letzten Platz gefüllt. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Verpflegung dieser Menschenmassen. Es war dafür nichts vorgesorgt, und die Wintervorräte gingen in dieser Jahreszeit zur Neige. Trotz dieser Notlage herrschte damals noch keine Panikstim-mung. Alle waren der festen Zuversicht, daß Hindenburg bald wieder den Weg zur Rückkehr in die Heimatstadt öffnen würde. Diese Erwartung erfüllte sich auch schon in

Wie lauteres Silber

sehen die Hallenwellen im harten Gegenlicht aus. Hinreißend schön ist der Schwung der Bucht bis zur Spitze des Hakens.

Aufn.: Inst. f. Ausl. Bez.



den nächsten Tagen. Als fast alle Flüchtlinge das Dorf verlassen hatten, brachten Autos von Königsberg den fehlenden Proviant nach Preil. Er wurde dann als Entschädigung an die Haushaltungen verteilt. Aufs Ganze gesehen, waren diese Märztag 1915 für uns Memeler nur ein kleines Vorspiel zu der großen Flüchtlinstragödie, die noch bis zur Gegenwart andauert.

Von Krieg zu Krieg

Von den weiteren Kriegereignissen wurden die Nehrungsorte nicht unmittelbar berührt; man war hier noch so sicher wie in einer Festung. Nur manchmal, wenn sich an stillen Tagen die Schallwellen an den hohen Dünen brachen, war ferner Geschützdonner zu hören. Trotzdem kehrten Kriegsleid und Sorgen in manches Fischerhaus ein. An dieser Stelle muß in Dankbarkeit eines Mannes gedacht werden, der damals in selbstloser Weise seine Kraft im Kampf gegen mancherlei Not einsetzte und vielen ein Freund und Helfer wurde. Es war Amtsvorsteher Henkel aus Nidden, zu dessen Bezirk auch Preil und Perwelk gehörten. Neben seinem Hauptberuf als Schulleiter und Organist gab ihm dieser Dienst besondere Gelegenheit, seine reichen Erfahrungen aus vielen Nehrungsjahren zum Wohle der Allgemeinheit zu verwerten. Mein Nachbar Kollege, Lehrer Mertineit, hatte das Unglück, noch kurz vor dem Waffenstillstand in Kriegsgefangenschaft zu geraten. Bis zu seiner Rückkehr habe ich dann noch fast ein Jahr sowohl in Preil als auch vertretungsweise in Perwelk unterrichtet. Dem kleinen Dorf entsprechend, wurde dort die Schule nur von etwa 15 Kindern besucht.

Abschied

Schließlich brachte die Versetzung nach Memel auch für mich den Abschied vom Nehrungsdienst. Trotzdem blieb ich mit Preil ver-

bunden; denn wer auf der Nehrung mehrere Jahre gelebt hat, wird von ihr wie von einem unsichtbaren Magneten immer wieder angezogen. Nach dem ersten Weltkrieg beeinflussten die politischen Umwälzungen in mancher Hinsicht auch das dörfliche Leben in meiner früheren Schulgemeinde. Mit dem Parteihader, besonders seit 1923, drang auch in dieses Paradies die Schlange der Zwietracht ein. 1939 kam die große Gleichschaltung, und bald senkten sich aufs neue über die Nehrung die Schatten des Krieges herab.

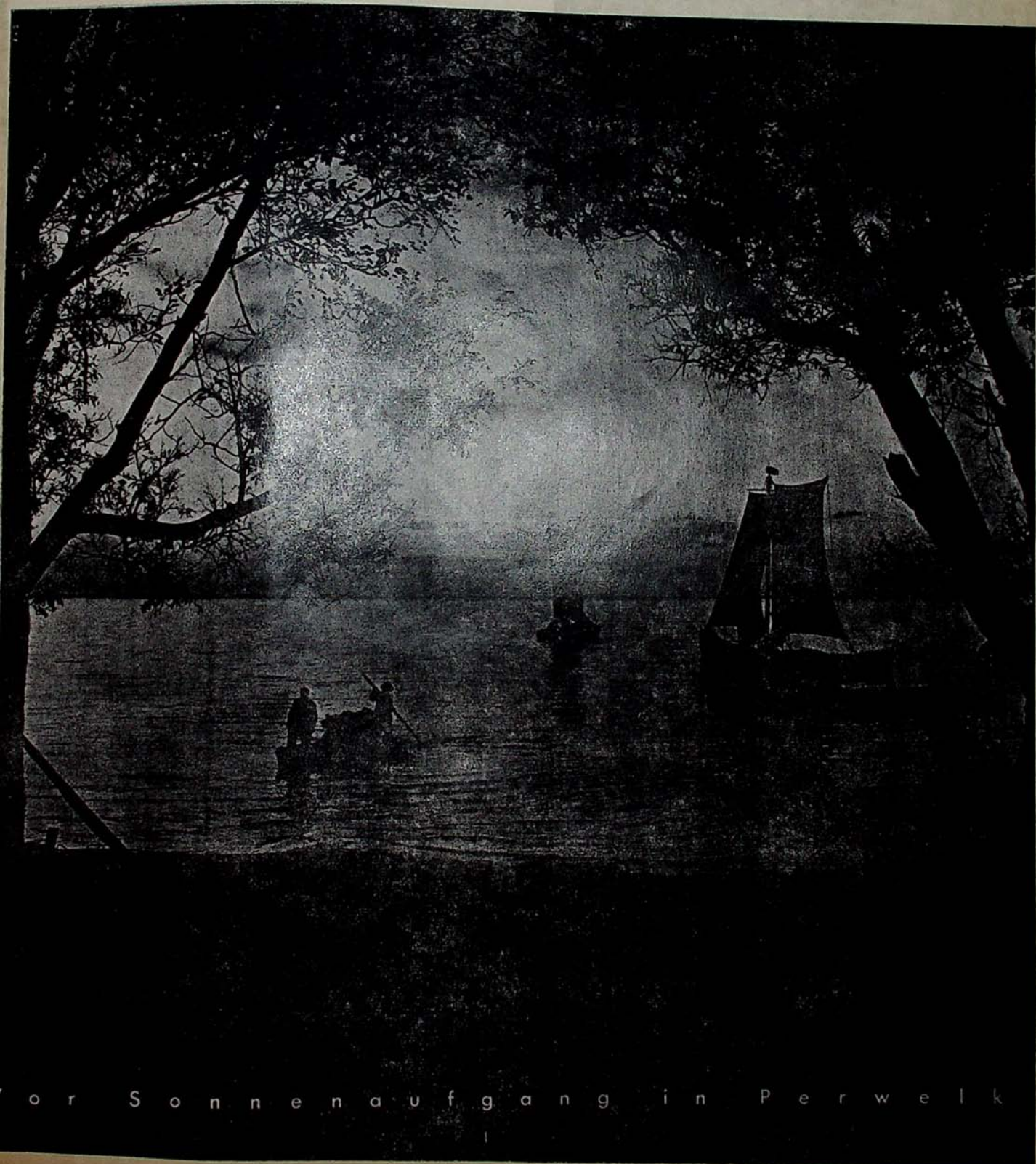
Am 7. Oktober 1944 fuhr ich zum letzten Mal an Perwelk und Preil vorüber. An diesem Tage erinnerte mich manches an jene Fahrt auf dem Niddener Marktdampfer vor 32 Jahren. Wieder war es ein Sonnabend, fast mit dem gleichen Datum, und unser kleiner Dampfer hatte wie damals viele Fahrgäste an Bord. Aber diese waren nicht wie einst Fischerleute, die in froher Stimmung vom Markt heimkehrten, sondern Memeler, die nun als Heimatvertriebene voll Herzeleid und banger Sorge einer dunklen Zukunft entgegenfuhren. Von Preil und Perwelk war auf dieser unserer letzten Haffahrt fast nichts zu erkennen. Es war Abend geworden, und die Nacht brach herein.

Wie sieht es aber heute dort aus? Vielleicht hat die Düne wieder zum Teil ihre Fesseln abgeschüttelt, und der Sand weht wieder wie einst ins Haff. Und wo sind die Menschen? Einige Preiler haben sich aus Sibirien, dem Ural und sogar aus dem Kaukasus gemeldet. Aber diese seltenen Lebenszeichen sind zugleich Zeugnisse dafür, daß unsere Landsleute etwas sehr Kostbares, das ihnen niemand rauben kann, in die Verbannung mitgenommen: den Glauben der Heimat. Möge er der Hoffnungsanker ihres gequälten Lebens bleiben. Bis auch für sie nach finsterner Nacht ein neuer Tag anbrechen wird.

Preil und Perwelk bilden eine Gemeinde. Jenes hat 25 Wohnhäuser mit 166 Einwohnern, dieses 15 mit 100 Insassen. Aufser dem Lehrer sprechen alle 265 lettisch. Nach der Versandung Negelns suchten sich die bedrohten Bewohner neue Wohnplätze und gründeten um 1840 beide Orte. Diederichs giebt als erste Jahre, in denen die Orte erwähnt werden, für Preil 1837, für Perwelk 1846 an. Die Schule ward 1849 gegründet und ist die Fortsetzung der Negelnschen. Damals gingen 12 bis 15 Schüler zum Unterricht, heute 40. Von diesen entfallen 26 auf Preil und 14 auf Perwelk. Letztere müssen täglich den 6 km weiten Weg zur Schule machen. Etwa 50 Jahre besteht also die Schule, und obwohl der Unterricht rein deutsch ist, haben schon neun Lehrer gewechselt, angeblich, weil diese beiden Orte

zu den ödesten und verlassensten ganz Deutschlands gehören sollen. Welch Interesse aber gerade diese Orte ausüben, erhellt aus der Thatsache, daß zahlreiche Gelehrte sommers über hier zu finden sind. Im Sommer 1898 waren ein Professor, ein Maler, ein Landrat und noch andere Herren da. Der erste Lehrer bezog neben freier Wohnung und Feuerung nur 120 Mk. Gehalt, jetzt beträgt dies 1000 Mk., das der Staat bezahlt, da die Gemeinde zu mittellos ist. Das hölzerne Schulgebäude hat Strohdach und ist von einer haushohen Düne umwallt, die immer mehr nach den Wänden rückt und die Schule verschütten würde, wenn nicht beschlossen wäre, in nächster Zeit die Düne festzulegen. Auch die Dorfdüne überhaupt soll sehr bald bepflanzt und unter Zuhülfenahme von Arbeitern aus der nächsten Strafanstalt zu einer feststehenden Sandmauer umgewandelt werden. Der stetig zunehmenden Versandung des Haffs, infolge Vordringens der Wasserdünen und Verschüttung der Nehrungsdörfer ist ein Damm durch die königliche Regierung entgegengesetzt worden, die mit aller Kraft die Bepflanzung der Nehrung in Angriff genommen hat. So öde der Boden ist, so hat doch auch Preil-Perwelk stetig an Zahl wie an Kultur zugenommen. 1898 bewilligte die Regierung schon einmal eine Summe von 150 Mk., daß Keller und Hofräume vom vordringenden Sande befreit würden. Die dabei thätigen Strafgefangenen aus Wartenburg, die sonst bei der Dünenbefestigung beschäftigt waren, waren gleich in einer Preiler Sommerbaracke untergebracht. Zwei Schienengleise reichten vom Sandberge bis zum Haffstrande, wo der Sand aufgeschüttet ward. Eine größere Sandfläche ward mit Rohr besteckt, um der Versandung Einhalt zu thun. 1848 hatte die Gemeinde 12 + 5 Wohnhäuser, 1861 jedoch 16 + 8, 1871 bereits 18 + 11, 1885 aber 23 + 14 und 1897 schon 25 + 15. Die Bevölkerung stieg in derselben Zeit so: 84 + 42, 88 + 44, 123 + 59, 133 + 97, 166 + 100. Kirchlich gehört es zu Nidden.

Tegner Die Slaven Kuren



or Sonnenaufgang in Perwelk



vom Sand bedrohtes
Fischerhaus

Perwolk

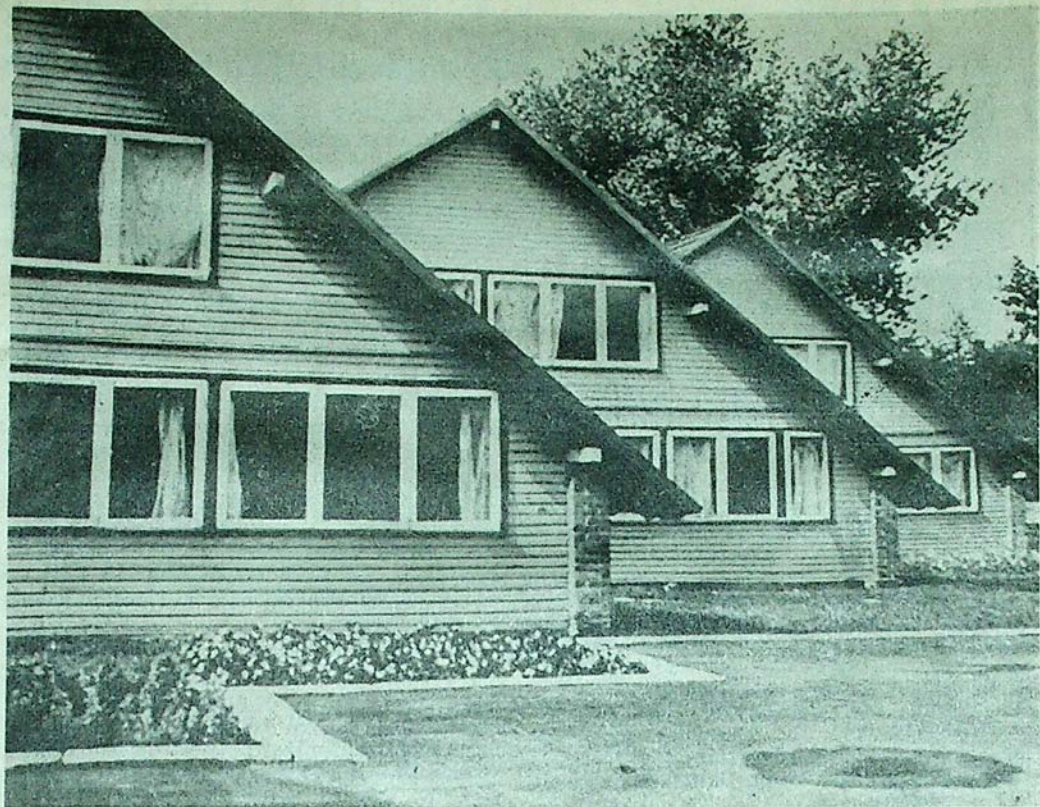


Von „drüben“ vom Festland,
geholtes Heu wird ausgeladen



Fischerfriedhof





Neue Häuser in Perwelk

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer



I V 4694.D

Geschäftsanzeigen die mm-Spaltzelle 35 Dpf., Familienanzeigen 30 Dpf., Suchanzeigen 10 Dpf., Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag: F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg, Cloppenburger Straße 105.

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post 1,— DM zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verlagsort: Oldenburg (Oldb).

112. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 5. Oktober 1960

Nummer 19



Die Perwelker Haffleuchte läßt grüßen

Ja, sie besteht noch, die treue Haffleuchte, die uns auf unseren Fahrten nach Nidden grüßte, und sie ist wieder in Betrieb. MD-Archiv

Neue Hetzpropaganda gegen Ausreise

Die Wilnaer Zeitung „Tiesa“ druckt Briefe aus westdeutschen Lagern ab

Wir hatten schon wiederholt über die sowjetische Propaganda berichtet, mit der die Ausreisebewegung unter den in der Heimat zurückgehaltenen Memelländern gebremst werden sollte. Diese Tränendrüsen-Kampagne nach dem Motto „O wie schön ist es in der Sowjetheimat“ hatte keinen Erfolg, denn unberührt drängten sich die deutschen des Memellandes weiterhin vor den Milizbüros, um ihre Ausreise in die Bundesrepublik durchzufechten.

Nummehr hat die sowjetlitauische Zeitung „Tiesa“ in ihrer Ausgabe vom 31. August einen neuen Angriff auf den Ausreisewillen der Memelländer begonnen. Wie schon in den früheren Veröffentlichungen dieser Art dienen Briefe ausgereister Memelländer, die in die Heimat geschrieben haben, als Grundlage der Aktion. Anhand dieser Briefe wird bewiesen, wie „schrecklich“ das Leben in der Bundesrepublik ist. Im gleichen Atemzuge werden die „herrlichen“ Verhältnisse in der Heimat herausgestellt.

Folgende Briefschreiber und -schreiberinnen werden namentlich erwähnt: Brigitte Stagareit, Lydia Drusdeit, Ruta Lilischkies, Erich Spag. Wir bitten die genannten Personen, sich bei uns zu melden, damit wir die Richtigkeit der Briefauszüge überprüfen können. Wir bitten auch Landsleute, welche die Schreiberinnen kennen, um Mithilfe bei der Aufklärung dieser „Fälle“. Bekanntlich haben wir schon wiederholt nachweisen können, daß die Berichte der „Tiesa“, mit denen die Ausreisewilligen abgeschreckt werden sollen, pure Erfindungen waren.

Brigitte Stagareit, die früher aus der Kolchosa „Sowjet-Licht“ arbeitete, schreibt aus dem Lager u. a.: „Oft sitze ich hier am Radio und höre Musik vom Moskauer Sender. Wenn ich eine bekannte Melodie höre, denke ich immer, ich wäre mitten unter euch in Litauen. Ich schreibe an euch, damit ihr wißt, daß in der Ferne ein Mädchen sitzt, das über euch nachdenkt.“

Der Brief enthält nichts Böses. Er stammt von einem Mädchen, das unter dem Zwang der Verhältnisse unter Litauern und Russen aufwuchs und sich nun in der neuen Umgebung verlassen vorkommt. Eins kann man aus ihm entnehmen. Brigitte hat im Lager einen Rundfunkempfänger, und niemand hindert sie daran, mitten in Westdeutschland einen russischen Sender zu hören und davor Heimwehtränen zu vergießen. Wenn sie gewußt hätte, daß ihr Brief von der Zensur geöffnet und statt den Empfängern der „Tiesa“ übergeben wird, hätte sie gewiß etwas darüber geschrieben, wie man in Sowjet-Litauen behandelt wird, wenn man in einem „Kulturhaus“ das Radio auf einen westdeutschen Sender mit Tanzmusik einstellt und wie anders man in der freien Welt in solchen Dingen ist.

Lydia Drusdeit aus Lapallen schickte folgenden Brief über die westdeutschen Arbeitsverhältnisse in die Heimat: „Ich arbeite in einer Bonbonfabrik. Hier werden die Arbeitskräfte bis zum letzten Blutstropfen ausgepreßt. Wenn wir so auf unserem Staatsgut gearbeitet hätten, hätten wir drei Normen herausgeholt. Während acht Stunden darf man sich in der Fabrik weder hinsetzen noch ausruhen. Ich muß wie ein Verbrecher arbeiten.“

In einem anderen Brief schreibt Lydia u. a.: „Ich kann mich mit der neuen Heimat noch gar nicht anfreunden. Man weiß nicht, wohin man gehen, wo man bleiben soll. Ich schreibe euch ehrlich, daß ich am liebsten zu Fuß nach Hause ginge und auch gehen werde. Ehrenwort — ich werde gehen.“

Welch ein Schlendrian auf den sowjetischen Kolchosen und Sowchosen

herrscht, darüber haben wir schon oft genug berichten können. Es ist verständlich, daß Lydia der harte Arbeitsrhythmus ungewohnt ist. Erst langsam wird sie begreifen, daß der Wiederaufbau Deutschlands nur durch Fleiß und Ausdauer zustande kam. Überall werden heute Arbeitskräfte gebraucht. Man läßt sie gut verdienen, aber man verlangt auch viel von ihnen. Und die sozialen Leistungen unserer Betriebe können sich sehen lassen: billiges Kantinenessen, geregelte Freizeit, Recht auf Urlaub usw. Wenn Lydia sich ausgenutzt fühlt, wenn sie sich nach der litauischen Wirtschaft auf der Sowchose in Lapallen sehnt, wenn sie zu Fuß nach Hause gehen möchte — auch darin ist der freie Westen anders. Hier macht ihr niemand Schwierigkeiten mit fehlenden Papieren. Sie kann sich von dem in der Bonbonfabrik ersparten Geld zu jedem beliebigen Zeitpunkt eine Fahrkarte nach Ost-Berlin kaufen und sich von dort in die Heimat schicken lassen. Sie braucht nicht einmal zu Fuß zu gehen.“

Ruta Lilischkies aus Sakuten stellt ihrem Brief ein Gedicht voran:

„Wenn ich ein Vöglein wär
und wenn ich Flügel hätt,
flög' ich nach Haus.“

Dann fährt sie fort: „Jetzt werden aus unserem Lager schon Menschen nach Holland geschickt. Ich werde dort nicht hinfahren. Mutter und Schwester fahren, und ich werde in die Heimat

zurückkehren. Ich werde nicht in eine fremde Welt gehen. Ich werde mir aus Bonn Dokumente besorgen und in das Demokratische Deutschland fahren. Ich würde auf allen Vieren kommen, wenn man mich nur ließe.“

Auch dieser Ruta können wir nur sagen: Keine Sorge! Man wird dich lassen. Du brauchst dich nicht einmal in Bonn um Reisedokumente zu bemühen. Der Grenzübergang von der Bundesrepublik in die Sowjetzone unterliegt keinen Sperrern. Nur in umgekehrter Richtung verhindern Volkspolizisten die sogenannte „Republikflucht“. Niemand hat von Ruta verlangt, daß sie Sowjet-Litauen verlassen sollte. Niemand wird sie hindern, dorthin zu gehen, wohin sie ihr Herz zieht. Hatte sie geglaubt, im Westen ohne Arbeit reich zu werden? Alle Flüchtlinge haben in den letzten fünfzehn Jahren in Westdeutschland schwer arbeiten müssen. Aber sie haben es auch zu etwas gebracht. Man achtet sie um ihres Fleißes willen. Wer wird Ruta achten, die Mutter und Schwester in Stich läßt, weil es ihr nicht paßt, die Arbeitsstelle, die ihr geboten wird, anzunehmen?

Erich Spag, vielleicht ein Litauendeutscher, da sich seine Mutter in Schweschny befindet, schreibt nach Hause: „Mama, ich bin schon in Ost-Berlin. Auf dieser Ostseite des Brandenburger Tores beginnt für mich die freie Welt, und auf der Westseite des Tores liegen die alten Sorgen hinter mir. Dort ist die Welt der Millionäre und Gangster, wo man bis an sein Lebensende ausgepowert wird. Alles Gute. Auf baldiges Wiedersehen. Dein Sohn Erich.“

Auch aus diesem Brief spricht die Arbeitsscheu, die sich in Gehässigkeiten Luft macht. Wem in Ost-Berlin die freie Welt beginnt, wer im Westen nur Gangster sah, dem weinen wir keine Träne nach.

Erich ist den Weg gegangen, den er gehen mußte: Der Vogel, der im Käfig aufwuchs, hat es verlernt, die Schwingen zu rühren. Er sehnt sich nach dem Käfig zurück. Ob wir ihm nicht doch eine Träne nachweinen sollen? Kann er etwas dafür, daß das System, unter dem er aufwuchs, ihn so verdarb?
ri.

20 Jahre Sowjet-Litauen — nach Paleckis

In der von der Presseabteilung der Botschaft der UdSSR in Bonn herausgegebenen Zeitschrift „Die Sowjetunion heute“ finden wir einen Artikel von Justas Paleckis, dem Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der Litauischen SSR unter dem Titel „Zwanzig Jahre Sowjetlitauen“. Von dem Tag, an dem Litauen gegen den Willen seiner Bevölkerung von der Roten Armee besetzt wurde, sagt der litauische Kommunist, seit diesem Datum eigentlich erst sei das litauische Volk zum ersten Male in seiner Jahrhunderte zählenden Geschichte Herr seines eigenen Geschicks geworden. Durch eine einfache Umkehrung der Tatsachen wird aus dem Tag der Knechtschaft ein Tag der Freiheit. Der Verlust der Selbständigkeit macht zum Herrn des eigenen Geschicks.

Weiter stellt Paleckis mit seiner entwaffnenden Art der Argumentation fest, daß die faschistische Besetzung im

Kriege (gemeint sind die deutschen Truppen) das litauische Volk in tödliche Gefahr brachte. Nur die ruhmreiche Sowjetarmee habe es vor einer nationalen Tragödie retten können.

Uns Memelländer interessiert an den Auslassungen des litauischen Oberkommunisten nur zweierlei: Erstens will er uns glauben machen, der augenblickliche Schiffbau in Memel sei eine sowjetlitauische Erfindung, indem er behauptet, daß vor zwanzig Jahren hier noch niemand an den Bau von Hochseeschiffen glaubte. Er vergißt oder hat es noch nie gehört, daß schon auf der Werft der Memeler Schiffszimmerergewerkschaft und später auch bei Lindenau Hochseeschiffe vom Stapel liefen. Zweitens zählt er die Städte auf, die in den nächsten Jahre neue Werke erhalten werden — Memel ist nicht darunter. Nur an einer Stelle wird erwähnt, daß die fischverarbeitende Industrie vergrößert werden solle.

Namen am und im Kurischen Haff

In der Wilnaer Zeitschrift „Wissenschaft und Leben“ bringt Prof. Dr. Vytautas Gudelis, von dem bereits einige Artikel auch im MD veröffentlicht wurden, eine Abhandlung über die Ortsbezeichnungen von Teilen des Grundes des nördlichen Teils des Kurischen Haffes. Er meint, daß die Ortsnamen und Bezeichnungen von Örtlichkeiten ein großer, während langer Zeiträume angesammelter Sprachschatz seien, der außer der Sprachwissenschaft auch andere Wissenschaftszweige interessiere. Viel Material über Ortsbezeichnungen sei noch nicht festgehalten. Es sei nur noch in der Sprache der örtlichen Bewohner erhalten geblieben. Mit dem Aussterben der älteren Generation gehen auch viele der nicht aufgeschriebenen Ortsnamen verloren.

Lange schon sammelt der Verfasser Material über die Ortsnamen am Kurischen Haff und der Ostsee. Leider lichten sich die Reihen der alten Fischer alljährlich, und so mancher erinnert sich nicht mehr an die von den Altvorderen gebrauchten Bezeichnungen.

Einige Ortsbezeichnungen des Grundes des Kurischen Haffes konnten von dem erfahrenen kurischen Fischer Willi Geldszus, jetzt in Prökuls wohnhaft, erfragt werden.

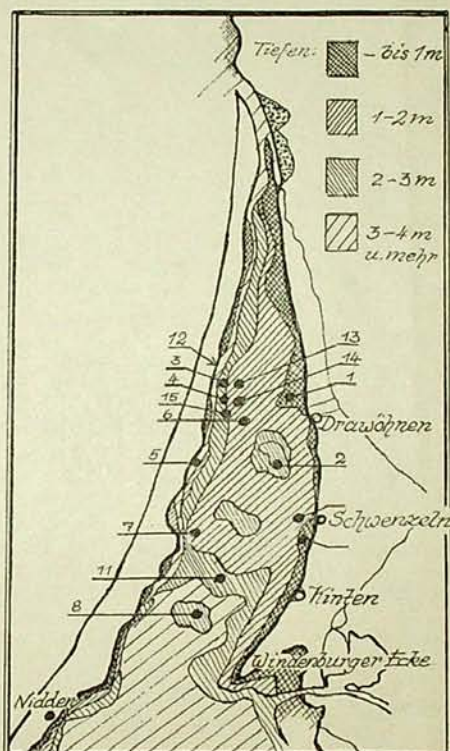
Auch den Fischern fällt es schwer, die Lage und Begrenzung der einzelnen Relief-formen des Haffgrundes — Tiefen und Untiefen — genau anzugeben, denn die Formen des Haffgrundes sind undeutlich, flach, stufenweise in einander übergehend. Zur genauen Feststellung bedürfte es einer speziellen Kartographie. Auch die Fischer sind sich über manche Ortsbezeichnung nicht einig.

Die neu gesammelten Bezeichnungen des Grundes des nördlichen Teiles des Kurischen Haffes sind ungefähr in unserem Lageplan angegeben. Alle sind sie mit Spitzten und Einbuchtungen des Ufers, Vertiefungen und Untiefen des Grundes verbunden. Viele von ihnen kommen von Personen- oder Ortsnamen her; z. B. Kulkies (Untiefe), Kwauke (Untiefe), Powiline (Tiefe), Kintener Ruzeikis u. a. Ein Teil ist mit geographischen Besonderheiten des Objektes verbunden, z. B. Dunia oder Kranta oder Am kleinen Leuchtturm. Interessant ist, daß die Fischer mit „ragas“ (Haken) nicht nur vorspringende Stellen des Ufers, sondern auch ausgedehnte flache Stellen unter dem Wasser bezeichnen. In der örtlichen Namensgebung dominieren kurische Bezeichnungen (z. B. Dunia vom lett. *duna* = Schlamm). Das ist verständlich, denn früher wohnten an diesem Haffabschnitt die Kuren, d. h. aus Kurland stammende Fischer, die eine lettische Mundart sprachen. „Rohrbucht“ ist ein Wort deutschen Ursprungs. „Fischeriai“ kommt wohl vom Familiennamen Fischer. Schwer zu erklären ist die Bedeutung von Bambalis, einer früher durch ihren Aalreichtum bekannten Bodenvertiefung. Vorerst ist unbekannt, weshalb eine Bucht „Keksé“ (dtsch.: Hure) heißt, wodurch sich Ruzeikis, Kulkies und Kwauka verdient gemacht haben, daß nach ihren Zunamen einige Stellen des Haffbodens benannt wurden. Das muß seinen Grund gehabt haben.

Zum Schluß fordert Dr. V. Gudelis die Heimatforscher zur Beteiligung an der Sammlung von Örtlichkeitsbezeichnungen am Kurischen Haff und allgemein von Fachausdrücken aus der memelländischen Fi-

scherei und Schifffahrt auf. In Drawöhnen, Windenburg, Schwenzeln und Ruß leben noch Fischer der alten Generation!

Sonderbarerweise erwähnt der Verfasser mit keiner Silbe den allgemein bekannten Schweinsrücken im Haff, der ja auch zum Boden des Haffes gehörte. al.



Die Bezeichnungen der einzelnen mit Ziffern angegebenen Stellen sind: 1 — etwa Ziegenhaken, 2 — Dunia = Schlamm (Tiefe), 3 — Kranta, 4 — Schernen-Untiefe, 5 — Hurenbucht, 6 — Fischeriai (Tiefe), 7 — Am kl. Leuchtturm, 8 — Bambalis (tiefe Stelle), 9 — Kulkies - Haken, 10 — Kulkies - Untiefe, 11 — Kintener Ruzeikis (was ist ein panuovolis?), 12 — Rohrbucht, 13 — Kwauke (Untiefe), 14 — Powiline (tiefe Stelle), 15 — Ruzeikis (tiefe Stelle).

Zeichnung: Gisela Sygdat

Rosen der Heimat

Nie vergesse ich die Rosen, die wir in unserem Garten besaßen. Ihre Stiele waren oftmals zwei Meter und länger. Ihre Blüten leuchteten in allen Farben: in rosa und rot und weiß und gelb und in allen möglichen rötlichen Tönen. Sie standen im Garten in großen Gruppen. Oft sagte man mir: Bei dir kommt man vor lauter Blumen nicht durch.

Ich schnitt die Rosen und band sie zu üppigen Sträußen. Ihr Duft erfüllte das ganze Zimmer, denn es waren noch Rosen aus alter Zeit. Heute haben viele Rosen durch Überzüchtung ihren Duft verloren, aber die Rosen der Heimat rochen so süß und angenehm. Nur eines hatten sie mit den heutigen Rosen gemein: ihre Lebensdauer war nur kurz.

Heute noch glaube ich den Duft unserer Rosen wahrzunehmen, der Rosen aus dem Memelland.

Ilse Richter

Dem Ziel entgegen!

EIN WORT ZUM EWIGKEITSSONNTAG

Am letzten Sonntag im Kirchenjahr schauen wir unwillkürlich zurück. In unserer Erinnerung reihen sich die Menschen aneinander, die uns verlassen haben durch den Tod, deren Gräber wir auf den Friedhöfen besuchen können oder deren Gräber in der Ferne verweht, ungepflegt und vergessen sind. Aber noch mehr als zurück wird unser Blick an diesem Tage nach vorn gezogen, wenn wir das Wort Gottes ernst nehmen. Es hat schon seinen guten Grund, daß es sich in der Kirche eingebürgert hat, nicht mehr vom Totensonntag, sondern vom Ewigkeitssonntag zu sprechen. Für den Christen heißt das Sterben ja nicht, sich eines Tages aus dem Trubel des Lebens in die Langweiligkeit des Todes absetzen zu müssen. Er weiß, daß Gott Herr der Ewigkeit ist, wie er Herr über die Zeit ist. Wenn er uns Glauben in das Herz pflanzt, gibt er uns mit ihm auch eine lebendige Hoffnung mit auf den Weg: „Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen.“ (Jesaja 35, 10)

Solche Prophetenbotschaft ist einst in seinem Namen zu Menschen gekommen, die keine Heimat mehr hatten. In der Ferne waren ihre Hände müde und ihre Knie schwach geworden. Hatte Gott sie aufgegeben? Wie sollen wir wohl nach Hause kommen, dachten die Verzagten. Aber wohl denen, die es hören konnten und die Verheißung Gottes vernahmen und ihr trauten. Laß dich die Wüste nicht schrecken! Dein Schöpfer macht liebliche Auen daraus, auf denen die Lilien und die Herbstzeitlosen blühen. Und wo die Glut des dünnen Sandes dich schreckt, werden unter seiner Hand Quellen und Ströme hervorbrechen. Du fürchtest, du könntest dich verirren? Gott hat den Weg schon abgesteckt. Es sieht fast so aus, als wären wir hier auf dieser Erde nichts weiter als ein Spielball von Zerstörungsgewalten. Aber Gott hat längst seine Hand auf diese Gewalten gelegt. Er übt Gericht an ihnen. Natürlich lauern für jeden Menschen Gefahren am Wege. Aber du, Christenmensch, glaube, daß Gott dich hindurchbringt. Was er sich vornimmt, führt er zum Ziel. Das lehrt dich Jesaja 35.

„Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen.“ Diese Botschaft durchbricht die Barrieren des Alten Testaments. Sie stößt vor zu dem, den die Jünger des Johannes aufgesucht haben mit der Frage: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“ Jesus antwortete ihnen mit Bildern aus Jesaja 35: „Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören.“ Die Stunde der Erlösung ist da. Denn mit Jesus Christus ist das Reich Gottes zu uns gekommen. Er hat uns in sein Sterben hineingezogen. Aber er läßt uns auch seiner Auferstehung teilhaftig werden. Auferstehung ist die Botschaft dieses Reiches! Um diese Herrlichkeit geht es bei Jesus Christus. Da erkennen wir auch einen gangbaren Weg. Da geht es uns nicht mehr um Prinzipien und Grundsätze, sondern nur noch um den Weg und die Wahrheit und das Leben. Da geht es um das, was in Wahrheit Zukunft ist und Zukunft hat. Sie ist allein in dem beschlossen, der da ist und der da war und der da kommt: Christus!

Warum sagen wir das nicht laut und vernehmlich den Menschen unserer Tage? Den Mächtigen aller Völker, und denen, die sie zu regieren haben? Sie und wir müßten es nun doch endlich spüren, daß die Ungerechtigkeit gewaltsame Blüten treibt und das Chaos unsere Welt zu überrollen scheint. Sie müßten es doch auch spüren, daß der Zeiger der Weltenuhr sehr vorge-rückt ist, daß „der Tag nahe herbeigekommen ist!“ Haben wir Christen etwa den langen Atem verloren? Spannt sich der Bogen unserer Tage nicht vom Heute bis zur Wiederkunft Christi? Nun haben wir wieder ein Kirchenjahr hindurch Sonntag für Sonntag bekennen dürfen: Sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten.“

Was haben wir damit gemeint? War es der Inhalt unserer Erwartung? Wenn es doch so wäre! Mit der Wiederkunft Christi dürfen wir das verbinden, was am Schluß des 35. Kapitels des Propheten Jesaja steht: „Die Erlösten werden wiederkommen mit Jauchzen, ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.“ So wird die Welt durch Gott verwandelt werden.

Pfr. i. R. Johannes Jucknat - Mannheim

Das Wort zum Sonntag

„Herbstliche Gedanken“

Wer in diesen Tagen durch unsere Dorfstraßen geht, kann eine Beobachtung machen. Rührige Hände sind überall dabei das Herbstlaub zusammenzuharken und zu beseitigen. Unwillkürlich wird der Beobachter still, er denkt sicherlich nicht nur an das Laub, das der Verwesung anheim gegeben wird, er denkt an seine eigene Vergänglichkeit. Es ist einfach nötig, sich in einer Zeit, die wenig Raum läßt für stilles Nachsinnen, sich seines eigenen Vergehens bewußt zu werden.

Alles was uns in der kommenden Zeit im Blick auf das Sterben und Vergehen müssen beschäftigen wird, wird manche Fragen aufwerfen. Ist eigentlich der Mensch mehr als das fallende Laub, das verweht und vergeht? Gewiß, auch unser Leben ist begrenzt und vergänglich, aber es ist da ein Unterschied. Er besteht darin, daß Gott uns anreden will und das er uns die Fähigkeit verliehen hat, über das Gehörte nachzudenken und zu antworten. Gott will nicht, daß der Tod das letzte Wort über uns behält, darum zieht er sich nicht grollend von der Welt und den Menschen mit ihrem Versagen zurück, sondern kommt zu uns. Er nimmt sich der Vergänglichkeit der Welt in Christus an und schenkt denen die zu hören beginnen Leben. Dieses Leben gewissermaßen Saat göttlichen Ursprungs ist unvergänglich. Es könnte sein das wir angesichts alles Sterbens um uns und in uns verzagen und schweigen. Es gibt in unserer sehr lebendigen und unruhigen Welt mehr Menschen als wir ahnen, die nur noch schweigen und in ihrem Schmerz zu zerbrechen drohen. Da will Gott durch Christus mit uns reden, mit solchen, die eines besonderen Zuspruches bedürfen, aber auch

„Ihr, die Europäer, dürft Augen davor nicht verschließen“

Erschütterndes Dokument aus dem polnischen Untergrund

hy, Bonn. Die „Kontinent“-Redaktion in Bonn übermittelte unserer Zeitung ges...
Dokument aus dem polnischen Untergrund, das erst jetzt in den Westen gelangt...
ist ein beschwörender Appell an das deutsche Volk. Da er offensichtlich von Angehörigen...
verschiedener oppositioneller Vereinigungen verfaßt wurde, ist er mit „die Polen“ unter...
zeichnet worden. Nachfolgend der Wortlaut des Appells:

„Warschau, Januar 1982

An das deutsche Volk

Christliche Mitbrüder, Nachbarn, wir danken euch für eure...

stand der Versklavung einfach nicht möglich. Die sowjetischen Machthaber müssen das endlich begreifen und anerkennen.

Wir wenden uns nicht an eure Politiker, wir meinen, daß die Ziele des Volkes viel weitsichtiger sein können und sollen. Wenn eure Regierungen die Junta materiell und finanziell unterstützen, dann seid auch ihr deren Verbündete, also Feinde des polnischen Volkes. (Die moderne Ausrüstung und die Vorrichtungen zur Zerschlagung von Demonstrationen, die noch von der Gierk-Mannschaft - für eure Kredite - in der Bundesrepublik und in Japan eingekauft worden waren, haben u. a. am 16. und 17. Dezember 1981 in Danzig hervorragende Dienste geleistet. Die Lebensmittelpakete aus Holland, die über offizielle Kanäle nach Polen geschickt werden, werden jetzt an die Familien der doch so schwer arbeitenden Offiziere der Miliz und deren motorisierten Einheiten (Zomo) verteilt. Ihr Schlagstockhieb wird damit noch sicherer, denkt daran, wenn ihr den Regierungen Westeuropas Kollaboration mit unseren Okkupanten unter dem heuchlerischen Vorwand der ‚Entspannung‘ gestattet, werden die schon heute vernarbten Wunden, die den polnisch-deutschen Beziehungen vor 40 Jahren durch Krieg und Okkupation beigefügt worden waren, wieder aufbrechen. Die Bemühungen der letzten Jahrzehnte, die Kluft zwischen Deutschen und Polen zu schließen wären vergebens.

Ein Hinweis für die Bankiers: ihr könnt nicht euer Geld, welches ihr Gierk und seinen Nachfolgern geliehen habt, retten, wenn ihr weiterhin der Junta helft und Kredite erteilt. Ihr müßt wissen, daß das Volk sich nicht vom Militärrat zur nationalen Errettung (Wron) normalisieren lassen wird. Euer Geld kann euch nur ein relativ freier, nicht terrorisiertes polnisches Volk zurückzahlen.

Arbeiter! Helft aktiv (durch Boykotte, Proteste) euren Brüdern in Polen; indirekt helft ihr damit auch den Arbeitern Rußlands und anderer unterdrückter Völker. Wir appellieren an die Werftarbeiter: schaut nicht auf die Politiker und boykottiert die Verladung und Entladung von Gütern aus den Ländern ‚des immer siegreichen Sozialismus‘.

Wir sind geknebelt, und so müßt ihr solidarische Aktionen von den Werftarbeitern Argentiniens und Kanadas verlangen, jener Länder, die so unrühmlich während des amerikanischen Embargos Getreide in die UdSSR geliefert haben.

Deutsche! Europäer! Ihr habt die Wahl: die Kollaboration mit unseren Okkupanten und Tatenlosigkeit - oder die Solidarität mit dem Volk, das entschlossen ist, bis zum Sieg zu kämpfen. Nur der zweite Weg ist ehrlich und gerecht. Und auch nur dieser Weg ist für euch langfristig gesehen lohnenswert, denn eine Unterwerfung Polens,

welche...
tätig...
auch...
euren Plä...

Jede Hilfe...
auch die aus...
Handelsbeziehungen...
sich morgen gegen...

Deutsche jetzt hat...
eure Versöhnungsbekun...
dem polnischen Volk mit...
mauern. Ihr dürft diese histo...
nicht verspielen!

Flensburger Tageblatt vom 10. 3. 1982

Seeadler in der Eifel

Die Kurische Nehrung ist als Vogelflugstraße bekannt. 1901 errichtete am Rande des Nehrungsdorfes Rossitten der Vogelprofessor Dr. Thienemann eine Beringungsstation, die auch im memelländischen Windenburg eine Außenstelle hatte. Heute wird die Vogelwarte Rossitten von den Russen weitergeführt. Schon unter Dr. Thienemann gab es hier ein Raubvogelgehege mit Falken, Sperbern, Habichten, Weihen, Bussarden, Milanen und sogar mit dem selten gewordenen Seeadler.



Heute gibt es nur noch in Hellenthal (Eifel) ein Raubtiergehege mit Seeadlern. 1971 erhielt das Gehege am Rande des Naturparks Nordeifel zwei junge Weißkopfseeadler aus Kanada geschenkt. Erst nach acht Jahren zeigte sich bei dem Pärchen Balzverhalten. Das erste Gelege wurde von den Vögeln selbst zerstört. 1980 gelang dann erstmalig die Zucht von drei Weißkopfseeadlern. Und im vorigen Jahr konnten von dem gleichen Elternpaar vier Jungvögel nachgezogen werden.

Die Memelerin Anneliese Ilsemann geb. Zinner, zweite von links, war dabei, als die beiden Jungpärchen Blizzard und Bora, Baron und Brise getauft wurden. Im Bilde zeigt sich Brise mit ihrem Wildhüter Pitsch.

Unsere Fischer waren abergläubisch

Wenn im Frühjahr Eis und Schnee abgeschmolzen waren, begann man auf der Nehrung mit der Lachsfischerei. Dazu wurden die Handkähne auf die großen Wagen verladen. Lachsnetze und Leinen wurden dazugepackt, und dann ging es zweispännig zum Seestrand.

Die Lachsfischerei war den Fischern besonders angenehm, denn beim Arbeiten riß sich niemand ein Bein aus. Zu einem Netz gehörten immer sechs Mann. Morgens in aller Herrgottsfrühe mußte man schon am Strand sein, um einen guten Zug zu belegen. Vor dem Frühstück machte man zwei bis drei Züge. Dann kam die Essenszeit, und die Frauen erschienen mit dem Frühstück.

Hatte man bei den ersten drei Zügen nichts oder wenig gefangen, so legte man eine längere Pause ein, die bis zum Nachmittag dauerte. Wenn nämlich mittags die Sonne wärmte, kam der Lachs zum flachen Ufer, um sich zu sonnen. Es war mit der Lachsfischerei wie mit dem Lotto. Manchmal hatte man Glück, umzingelte mit dem Netz einen Schwarm Lachse und zog sich so in einem Zug einen ganzen Wochenverdienst an Land. Oftmals hatte man Pech, zog Zug um Zug das Netz an Land und hatte nichts drin.

Mißerfolg macht abergläubisch. Wer immer wieder das leere Netz an Land zog, beschwor, das Netz sei verhext. Dann half kein Singen und Beten – die Hexe mußte aus dem Netz getrieben werden. Das konnte nur durch Feuer und Rauch geschehen. Die Unglücksraben machten sich dazu bei nachtschlafender Zeit auf den Weg zum Strande, wenn noch kein anderer Fischer unterwegs war. Das Netz wurde auf zwei Tragen gepackt und quer über das Boot gelegt. Unter dem Netz wurde ein Feuer

angemacht, das gewaltig räuchern mußte. Gewöhnlich nahm man dazu alte Teerlumpen. Bei hartnäckigen Fällen wurde auch Schwarzpulver verwendet...

Ich fischte damals bei Labrenz als Geselle. Außer ein paar Lachsforellen hatten wir seit drei Tagen nichts gefangen. Wir verabredeten uns, am nächsten Morgen besonders früh zum Strand zu gehen und einen der besten Züge zu belegen. Als ich am nächsten Morgen gegen drei Uhr früh zu Labrenz kam, rührte sich nichts. Ich polterte bei seiner Frau und erhielt die Antwort „Mein Mann is all lange weg!“

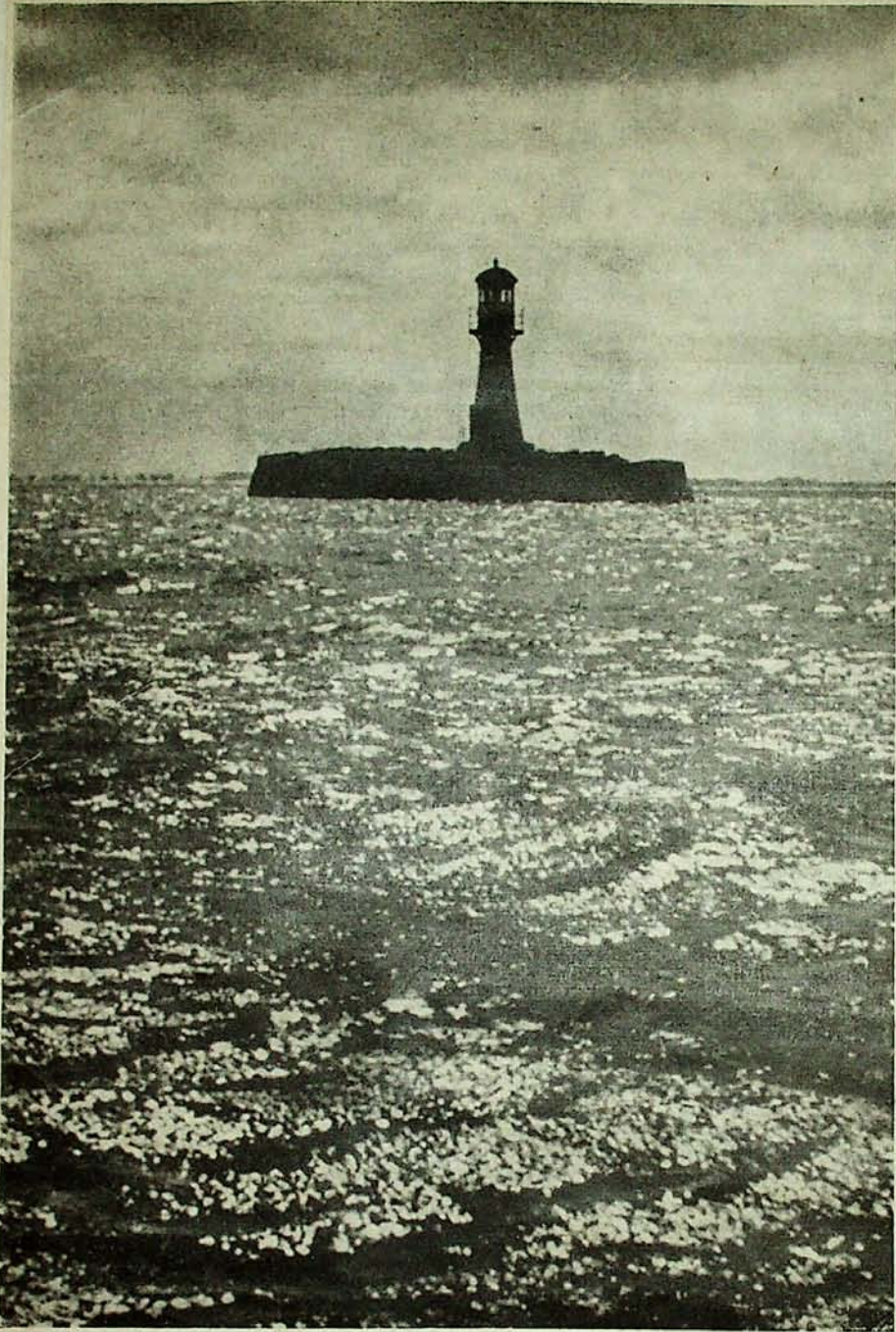
So marschierte ich allein zum Strand. Bei Tagesgrauen kam ich an der verabredeten Stelle an. Mein Wirt und sein Partner saßen auf der Bordkante des Bootes und machten seltsame Gesichter. Als ich auch noch den komischen Brandgeruch in der Nase spürte, wußte ich, wohin der Hase läuft. „Ach so“, sagte ich unverfänglich, „jetzt habt ihr hoffentlich die Hexe ausgetrieben. Na, dann wollen wir mal heute einen guten Fang machen!“

Als es heller wurde, sah ich die wirkliche Bescherung. Labrenz hatte sich den halben Schnurrbart weggebrannt, und sein Partner war ohne Augenbrauen. Später gestanden sie ihren Unsinn ein. Sie hatten sich Schwarzpulver mitgenommen, das Pulver in Zeitungspapier gewickelt und unters Netz geschoben. Dann hatten sie das Papier angebrannt. Aber die Zeitung war wohl feucht geworden. Sie glühte kaum und wollte nicht brennen. Beide bückten sich tief und pusteten in den verglimmenden Funken. Sie bemerkten nicht, daß sich bereits ein Funken durch das Papier durchgefressen hatte. Auf einmal gab es einen Knall mit Feuer und Rauch, und beide sahen aus, als wenn sie



Die Perwelker Haffleuchte läßt grüßen

*Ja, sie besteht noch, die
treue Haffleuchte, die uns auf
unseren Fahrten nach Nidden
grüßte, und sie ist wieder
in Betrieb. MD-Archiv*



PREIL

Die Gründung des jüngsten Nehrungsdorfes

In Nr. 19/1969 brachte das „Memeler Dampfboot“ einen Bericht über den Untergang des Dorfes Neegeln in den Jahren 1836–54. Die meisten Einwohner blieben beieinander und gründeten die Gemeinde Preil, so benannt nach der Haffbucht.

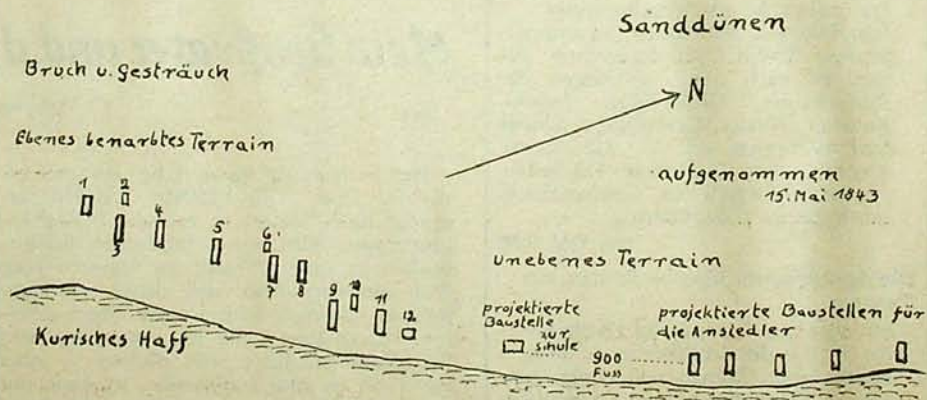
Dieses Dorf war die jüngste Siedlung auf der Kurischen Nehrung. Die Einwohnerzahl wuchs stetig und betrug im Jahre 1935 bereits 220. Schon wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg wurde Preil im Amtsblatt des Memellandes als Badeort verzeichnet. (H. Fuchs: Die Geschichte des Badeortes Preil. Grenzgarten 6/1930)

Galten ehemals im preußischen Staate schon die alten Nehrungsdörfer für Beamte als Verbannungsorte, so traf das für Preil in erhöhtem Maße zu. Noch 1886 veröffentlichte die Königsberger Allgemeine Zeitung eine Mitteilung der Regierung, worin es heißt, daß zur Nehrung „alle renitenten Beamten verbannt werden, damit sie dort in der Einsamkeit Gelegenheit und Muße finden, über Pflicht und Gehorsam nachzu-

Uns werden die Namen der damaligen Hausbesitzer genannt:

1. Wohnhaus des Johann Basticks;
2. Stall,
3. Wohnhaus } des Ephraim Radmacher;
4. Wohnhaus des Johann Detzkeit;
5. Wohnhaus des Johann Rode;
6. Stall,
7. Wohnhaus } des George Pinkis;
8. Wohnhaus des Michael Bastiens;
9. Wohnhaus } des David Sakuth;
10. Stall,
11. Wohnhaus } des Johann Labrenz;
12. Stall.

Es fällt auf, daß hier drei Familien verzeichnet sind, die 1820 im Dorfplan von Neegeln fehlten, mithin wohl später dorthin zugezogen waren, sich dann aber mit den ersten Umsiedlern nach Preil retteten (Basticks, Rode, Sakuth). Andererseits fehlen hier noch Namen, jedenfalls von denen, die später hierher zogen oder in Perwelk und Nidden-Purwin ein Unterkommen fanden.



denken.“ Doch schon in den zwanziger Jahren wurde Preil von Sommergästen gern besucht. 1934 wurden 158, 1935 176 Kurgäste gezählt. Preil hatte also den Schritt vom Verbannungsort zum Badeort in verhältnismäßig kurzer Zeit überwunden.

Heute leben ehemalige Preiler in der Bundesrepublik. Sie werden wohl in stillen Stunden so manches Mal auf der Landkarte des Buches vom Memelland von Heinrich A. Kurschat oder auf der Bildkarte von Richard Pietsch mit dem Finger über das Kurische Haff fahren und in ihrem Heimatort landen. „Da liegt Preil. Dort bin ich geboren.“ Oder: „Meine Urgroßeltern gehörten zu den Gründern dieses Dorfes. – Wo stand ihr Haus? Wer waren damals ihre Nachbarn?“

Der Lageplan vom 15. Mai 1843, entnommen dem Preußischen Staatsarchiv in Göttingen, kann einige solcher Fragen beantworten.

Die Flüchtlinge durften sich nicht wie einst in Neegeln nach Belieben an irgend einer Stelle ihr Haus bauen; die einzelnen Grundstücke wurden vielmehr vom Staate zugewiesen. Die Planung ging, wie die Skizze zeigt, über die Zahl der ersten Siedler hinaus. Auch die Schule wurde erst später von Neegeln hierher verlegt.

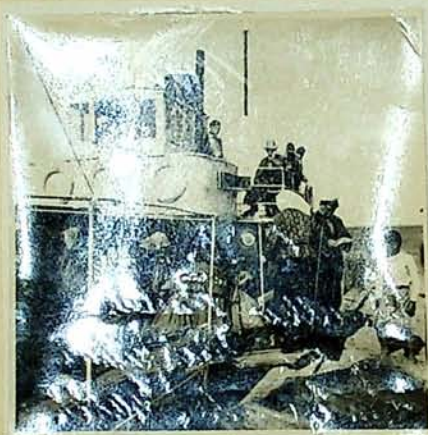
Die Entfernung von Haus zu Haus war etwas unterschiedlich, zur Vermeidung von Brandkatastrophen aber größer als in den alten Nehrungsdörfern. Zwischen der Schule und dem nördlichen Nachbargrundstück betrug der Abstand sogar 900 pr. Fuß, das sind etwa 250 m.

Schützender Wald fehlte damals noch. Ziemlich dicht hinter den Wohnanlagen läßt die Skizze Sandhügel erkennen, die nur zum Teil etwas begrünt sind, wenige Schritte weiter aber auch „Bruch und Gesträuch“.

Henry Fuchs

Der Perwelker Leuchtturm

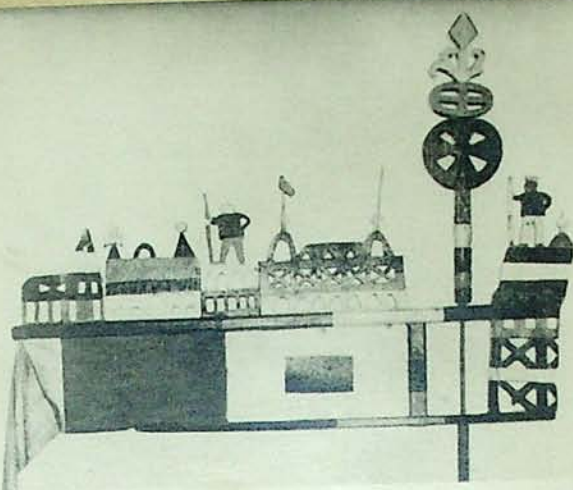
mitten im Hall war ein Freund
der Fischer und Segler, ein
Freund auch der Kapitäne aller
Bäderdampfer. Otto Heyde-
mann stellte uns diese Auf-
nahme zur Verfügung.



Perwelk 1941

Amtsbezirk: Nidden. B: Pietsch. I. B:
Jakeit. II. B: Rademacher.
St. A: Frösc, Martin-Nidden.
Post: Nidden.

Bastian, Fritz, Fischer.
— Michel, Fischer.
— I, Wilhelm, Fischer.
— II, Michel, Fischer.
— II, Wilhelm, Gastwirt.
Engelien, Michel, Fischer.
Foege, Hermann, Fischer.
— Johann, Fischer.
— Martin, Jungfischer.
Jakeit, Charlotte, Arbeiterin.
— Johann, Fischer.
— Marie, Haushälterin.
— Wilhelm, Fischer.
Kairies, Johann, Fischer.
Kibelka, Martin, Fischer.
Labrenz, Johann, Fischer.
— Martin, Fischer.
Milkereit, Paul, Lehrer.
Motikat, Hildegard, Kindergärtnerin.
Naujoks, Fritz, Fischer.
Peleikis, Henriette, Rentenempfängerin.
— Michel, Fischer.
— I, Johann, Fischer.
— II, Fritz, Fischer.
— III, Friedrich, Fischer.
— IV, Fritz, Fischer.
— V, Fritz, Fischer.
Petrick, Johann, Fischer.
Pietsch, Martin, Fischer.
— Martin, Arbeiter.
Rademacher, Hans, Fischer.
Schmidt, Anna, Rentenempfängerin.
— Marta, Forstschutzgehilfin.
Skerrat, Ferdinand, Fischer.



Kurisches Haff.
Ein alter Kurenwimpel aus Perwelk
(Kur.Nehrung).

Seit Menschengedenken nicht mehr erlebt

April 1939

Auf der Ostsee von Perwelk nach Memel

Nehrungsfischer kamen über Haff und See zur Stadt — Ein Schlitten brach ein — kommen sie noch durch?

Obwohl der Frühling nun mit aller Macht einsetzen will, ist das Haffeis noch immer außerordentlich stark, und auch der Seefläche unserer Nehrung ist ein etwa 150 Meter breiter Eisgürtel vorgelagert, der allen Angriffen von Sonne und Salzwasser zu trotzen scheint. Nebenfalls war es am Freitag zwei Perwelker Fischern noch möglich, auf diesem Eisgürtel — also auf der Ostsee — von Perwelk ohne Zwischenfall nach Memel zu gelangen. Dies ist ein Vorgang, der seit Menschengedenken im April noch nicht bei uns vorgekommen ist. Auch dazu, daß unsere Nehrungsfischer von Preil und Perwelk über das Haffeis bis in den Schmelzer Holzhafen kurz vor Memel hineinfahren konnten, wissen selbst die ältesten Fischer keine Parallele.

Die Fischer berichteten über die Eisverhältnisse auf dem Haff, daß bei Drawöhnen das Eis schon ziemlich schwach sei, während es bei Preil noch eine Dicke von 70—80 Zentimetern habe. Am Bulwiker Hafen, wo sonst im Februar schon kein Eis mehr zu finden war, ist die Eisdecke jetzt noch 20—24 Zentimeter stark. Die Fischer nehmen an, daß sie noch zwei Wochen mit Pferden auf dem Eis werden fischen können. Auch das ist vollkommen ungewöhnlich, denn nur in den Wintern 1900 und 1920 wurde bis Anfang oder Mitte April auf dem Eise gefischt, wobei es aber immer unmöglich war, um diese Zeit noch Pferde auf das Eis zu bringen.

Eine Schlittenfahrt über das Haffeis ist kein

ganz einfaches Unternehmen. Am Freitag um 1/25 Uhr früh setzte sich eine lange Schlittenkolonne von Preil und Perwelk in Bewegung. Schwer beladen waren die Schlitten mit Fischkästen, daß die Kufen oft die dünne Neuetisdecke durchschnitten. Nach sechs Stunden, also gegen 11 Uhr, langte die Kolonne in Schmelz an. Ein Perwelker Fischer, der sich mit seinem Schlitten verspätet hatte, war in der Zeit der starken Sonneneinstrahlung noch unterwegs und mußte erleben, daß sein Schlitten kurz vor Schmelz einbrach. Während er und sein Pferd auf festem Eis zu stehen kamen, mußte seine Frau im eiskalten Wasser ein unfreiwilliges Bad nehmen, konnte aber schnell herausgezogen werden. Auch der Schlitten wurde geborgen.

Nachdem die Fische — zum Teil Kaulbarse und Bekerkfische für unsere Seefischer, zum Teil auch Stinte, Dorse und Zärten — schon am Freitag nachmittag auf dem Markt verkauft worden waren, machten sich die Fischer am Sonnabend in aller Frühe unter Ausnutzung des Frostes auf den Heimweg.

Weshalb kamen diesen Winter so wenig Fische auf den Markt? Diese Frage legten wir unseren Nehrungsfischern vor, und sie erzählten uns, daß bei der Eissfischeret fast nur Kaulbarse gefangen wurden. Marktgängige Fische kamen in so geringen Mengen in die Nehe, daß sich die weite und beschwerliche Fahrt nach Memel gar nicht belohnte.

Ostern begann der Lachsfang

PERWELK — ein Fischerdorf der Kurischen Nehrung

Ein Bild der Erinnerung — Von Fritz Pietsch

Perwelk ist ein Fischerdorf im Kreise Memel; es liegt auf der Haffseite der Kurischen Nehrung genau in der Mitte zwischen den bekannten Badeorten Nidden und Schwarzort. 14 km sind es von Perwelk nach Nidden, 15 km von Perwelk nach Schwarzort. Perwelk war das kleinste Nehrungsdorf, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es so jung war. Nidden hatte über 800 Einwohner. Schwarzort über 400, Preil über 200 und Perwelk nur knapp über 100. Das Dorf dürfte erst Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts durch Umsiedler aus von Verschüttung bedrohten Nehrungsdörfern gegründet worden sein. Die Perwelker stammen aus den heute verschwundenen Dörfern Alt-Negeln und Karweiten, beide zwischen Schwarzort und Nidden am Haff gelegen und von den Wanderdünen überrollt. Unaufhaltsam schoben sich die Dünen von Westen nach Osten weiter vor. Als in den bedrohten Dörfern die ersten Häuser schon halb verschüttet waren, verließen die Fischer den Platz, um sich anderweitig anzusiedeln. Zum Teil ließen sie sich am Südrande von Schwarzort nieder, wo der Ortsteil an der Kirche bis in unsere Zeit hinein Karweiten genannt wurde, also nach dem versandeten Dorf, das 18 km weiter südlich verlassen worden war. Zum Teil siedelten sie sich in Preil an, und eine kleine Gruppe gründete fünf Kilometer nördlich von Preil an einer kleinen Bucht das neue Dorf und nannte es Perwelk. Der Name stammt aus dem Kurischen, wo „parwilt“ ganz einfach „rüberziehen“ heißt, und somit paßte er gut zum Schicksal der ersten Ansiedler.

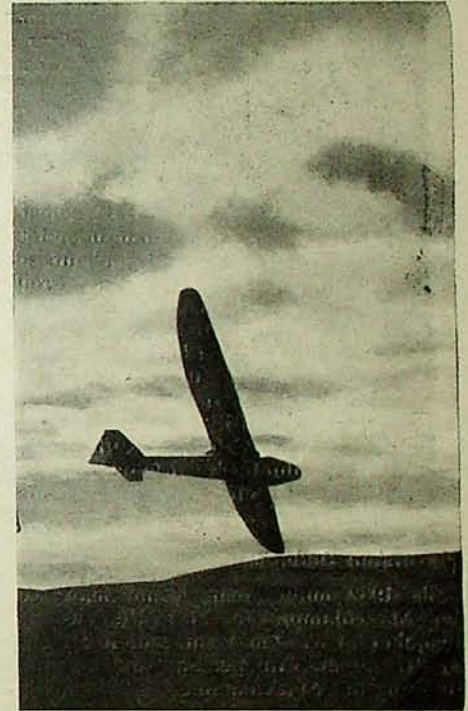
Die Perwelker waren Fischer — und nur Fischer. Wohl hatte jeder ein Stückchen Land am Haus kultiviert, um Kartoffeln und Gemüse zu ziehen, aber das tägliche Brot mußte die Fischerei einbringen. Gefischt wurde im Haff und auf der Ostsee, mit großen und kleinen Kähnen. Je nach

der Ausrüstung gab es große und kleine Fischer. Die Großfischer besaßen schwere Kurren- oder Keitelkähne, die volkstümlich auch Kurenkähne genannt wurden, obwohl der Ausdruck nicht richtig ist. Die Kleinfischer hatten kleine Kähne und fischten mit dem Klippnetz oder Waddgarn. Das sind Netze, die man vom Boot in Landnähe auslegt und dann an Land heranzieht. Obwohl das Haff sehr fischreich war, blieb der Verdienst der Fischer gering.

Das lag zum Teil am Netzmaterial, das früher in Heimarbeit hergestellt wurde. Man kaufte von den Bauern Flachs oder Hanf. Das Rohmaterial wurde von den Frauen gesponnen, und dann knittete man selbst die Netze. Solche handgeknüpften Netze waren natürlich sehr grob und konnten von den Fischen schon von weitem gesehen werden. So entkam der größte Teil der Beute. Erst später, als man die maschinell hergestellten Netze in Memel kaufen konnte, besserten sich die Fänge. Das Netzgarn aus der Spinnerei war so dünn wie Nähgarn und im Wasser kaum sichtbar. In Memel gab es die Netzhändler Krips und Brusdeilins, bei denen man nicht nur Netze, sondern auch Garne, Leinen und Leinwand für die Segel erwerben konnte.

Die Fischerei im Haff wurde im Frühjahr, Herbst und Winter betrieben. War das Haff im Winter zugefroren, so begann die Eisfischerei. Im Sommer verlegten die Fischer ihre Tätigkeit auf die Ostsee. Um Ostern begann man dort mit der Lachsfischerei. Es machte viel Spaß, wenn die Fänge gut waren. Manchmal holten wir Exemplare heraus, die bis zu einem halben Zentner wogen! Leider verlegten die Lachse im Laufe der Zeit ihre Zugstraßen, so daß die Fänge schließlich kaum noch rentabel waren. Vom Juni bis zum August wurden in der Ostsee Flundern und Steinbutte gefangen. Das war in den

ersten Jahren ein mühseliges Handwerk. Die Fischer hatten noch keine Kielboote und mußten mit den flachbodigen Handkähnen fischen. Kam der Wind von vorn oder von der Seite, dann trieb der Kahn wie eine Seifenblase. Aber das Schlimmste war, den Fang nach Hause zu bringen. Vom Seestrand bis zum Dorf am Haff



Segelflieger über Perwelk

Im Sommer waren die Memeler Segelflieger an jedem Wochenende in ihrem Perwelker Lager. Segelflugzeuge waren zu einem gewohnten Anblick über den Dünenketten geworden, die das Dorf umgeben.

beträgt hier die Entfernung zwar nur 2500 Meter, aber damals hatten die Perwelker noch keine Pferde und Wagen, und so mußte jeder — ob Mann oder Frau — einen mehr als halb gefüllten Sack mit Flundern auf den Buckel laden und über die Düne durch den Sand nach Hause schleppen. Zu Hause wurden die Flundern sortiert und in Kästen gepackt, die mit Kähnen zum nächsten Markt gebracht wurden. Die Männer mußten am Morgen wieder zum Fang hinaus, konnten sich also um den Verkauf so gut wie gar nicht kümmern. Da mußten die Frauen in den Marktkähnen ihren Mann stehen — bei jedem Wetter und auf langen Strecken. Am Dienstag waren sie in Heydekrug auf dem Markt, am Mittwoch in Memel oder Prökuls, am Donnerstag in Kinten, am Freitag in Saugen, am Sonnabend in Memel oder Kinten. Wenn bei gutem Wetter täglich gefischt wurde, dann waren die Frauen von Montag mittag bis Sonnabend abend mit den Kähnen unter-

Spaß, oben auf dem Roßwerk die Pferde anzutreiben. Das ging wie auf dem Karussell. Aus der ganzen Umgebung kamen die Bauern, sich das Wunder anzuschauen. Mit dem 20. Jahrhundert kamen die Lokomobile, die ihre Dampfkraft mit Riemen auf die Dreschkästen übertrugen. Die Pferde konnten für andere Arbeiten geschont werden.

Sorgen um Arbeitskräfte gab es damals noch nicht. Knechte und Mägde verdingten sich von Martini ab für ein Jahr bei einem Bauern. Sie erhielten neben Unterkunft und Verpflegung sowie den üblichen Geschenken 30–50 Taler Anfangslohn für das Jahr. Der Knecht mußte zwei- bis dreimal in der Woche abends nach der Arbeit auf der Steinhandmühle Korn zu Mehl abdrehen. Als die Mühle ins Dorf kam, fiel diese Arbeit fort.

Um die Erträge der Landwirtschaft zu steigern, wurde schon im vorigen Jahrhundert durch den Kreis ein Entwässerungskanal gebaut, der zur Sziesze führte. In den zwanziger Jahren wurde dann eine Stierhaltungsgenossenschaft zur Verbesserung der Rinderzucht und zur Steigerung der Milcherzeugung ins Leben gerufen.

Die Poststation war in Jugnaten, die Kirche in Wieszen. Die beiden letzten Pfarrer hießen Heydeck und Jurkat. Achtzehn junge Männer der Gemeinde Minneiken-Tarwieden ließen im zweiten Weltkrieg für ihr Vaterland das Leben. Unser Dank an sie sei unsere Heimat-treue!

M. Rogat (86 Jahre alt)

3225 Duingen, Gerh.-Hauptmann-Str. 8

wegs. Hatten sie guten Wind, dann konnten sie segeln. Gerieten sie in eine Flaute, dann hieß das schwere Ruderarbeit. Von Heydekrug bis Perwelk sind es gut 20 Kilometer.

Kurz vor dem ersten Weltkrieg nahm eine Reederei die Tour Nidden-Memel und Nidden-Heydekrug auf. Es war ein kleiner Dampfer mit Namen „Heydekrug“. Das war dann schon eine große Erleichterung für die Fischerfrauen. Mit der Zeit änderte sich überhaupt so manches zum Guten. Die Fischer schafften sich vierrädrige Handkarren an, mit denen man die Flundern vom Strand zum Dorf schaffte. Einige Jahre später tauchte das erste Pferd im Dorf auf, dem weitere folgten. So ging es nun mit 1 PS vom Strand mit dem Fang nach Hause.

Auch mit der Winterfischerei wurde es langsam besser. Die Fischer brauchten nun die schwer mit Netzen, Äxten und Stangen beladenen Schlitten nicht mehr selbst zu ziehen. Mit den Pferden kamen sie weiter aufs Haff hinaus. Die Perwelker fuhren mit dem großen Winternetz bis Nidden, Windenburg, ja bis nach Karkeln, wo die Fänge wesentlich besser waren.

Langsam wuchs auch das Dorf selbst. In über 30 Häusern wohnten nun über 150 Einwohner. Eine Schule wurde gebaut, so daß die Kinder nicht mehr nach Preil zu laufen brauchten. Ein Lebensmittelgeschäft mit Gastwirtschaft war entstanden. Am Dorfrand befand sich die Försterei, in der zu meiner Zeit die Förster Plötz und Stockfisch amtierten. An folgende Lehrer kann ich mich erinnern: Balzau, Kösling, Mertineit, Czichy, Sakuth, Haak, Schmidt, Gelschinnis und Megies. Lehrer Mertineit hielt es elf Jahre bei uns aus (1911–1922).

Die ersten Badegäste kommen

Bis 1932 mußte man, wenn man mit dem Marktdampfer fahren wollte, an- und ausgebootet werden. Dann erhielt der Ort endlich einen Anlegesteg, und obwohl hier nur die Marktdampfer anlegten, bekamen die ersten Badegäste Mut, in Perwelk auszusteigen. Jeder Fischer, der eine Stube frei hatte, vermietete sie im Sommer an Kurgäste. So mancher zog im Sommer in ein Hofgebäude, um seine Wohnung an Gäste abzugeben. Das war



Aufwärts zum Startplatz

Seit 1933 kamen die Memeler Segelflieger nach Perwelk. Hier ziehen sie ihr Flugzeug den Dünenhang hinauf – zu einem neuen Start.

ein kleiner, aber willkommener Nebenverdienst zur Fischerei.

Im Sommer 1933 entdeckten die Memeler Segelflieger Perwelk für sich. Mit Flugleiter Ruppelt bauten sie bei Altnegeln ihr Lager auf, und dann gab es kaum ein Sommerwochenende, an dem sie nicht zum Schulan nach Perwelk kamen. Das war für die Perwelker Schuljugend eine Sensation! Und es gehörte ja wirklich viel Idealismus dazu, die Maschinen mit Menschenkraft in die Luft zu katalpultieren. Ausziehen – laufen – los! Ein Dutzend junger Männer keuchte und schwitzte, während einer in den Genuß des kurzen Fluges kam.

Aber kehren wir zur Fischerei zurück! Zur Litauerzeit war das Brot der Fischer karg und hart. Die litauische Regierung lebte in ständigen Spannungen zum Reich, und so wurde der Handel zwischen beiden Ländern immer wieder gelähmt. Die Fischer durften ihre Fänge nicht in Deutschland absetzen. Im Memelland kam es dadurch zu einem Überangebot, das die Preise oft ins Bodenlose fallen ließ. Wie oft kam es vor, daß die Perwelker Frauen kurz vor der Abfahrt des

Marktdampfers noch halbvolle Kisten hatten. Ob sie wollten oder nicht – sie mußten die Fische wieder auf den Dampfer mitnehmen. Sobald sie auf dem Haff waren, kippten sie die Fische über Bord.

Auf der anderen Seite mußten Netze, Garne und Leinen aus dem Reich eingeführt werden. Waren, die der Fischer wie das tägliche Brot benötigte, waren mit hohen Zöllen belegt. Die Relation zwischen Fischpreisen und Materialpreisen war so ungesund, daß die meisten Fischer hart um ihre Existenz zu ringen hatten.

Das Jahr 1939 brachte mit der Heimkehr ins Reich auch für die Fischer die große Wende. Schlagartig setzte eine kräftige Nachfrage nach Fischen ein. Nun brauchten die Frauen nicht mehr die Märkte abzuklappern. In Perwelk richtete Martin Pietsch jun. eine Fischabnahmestelle ein, bei der man die Fänge abliefern konnte. Am Wochenende gab es bereits Bargeld dafür, und die Preise waren zufriedenstellend.

Auch die Zahl der Badegäste wuchs langsam, aber stetig. Perwelk hatte seine Liebhaber, die jeden Sommer hier einkehrten. Zwischen Perwelk und Preil liegt das Elchrevier der Nehrung, und im Sommer kamen die Badegäste aus Nidden und Schwarzort am laufenden Band mit Fuhrwerken zur Elchschau gefahren. Wer Glück hatte, konnte bei einer Fahrt bis zu 15 Elche sehen und auch fotografieren.

Die Elche waren recht zutraulich und kamen an Sommerabenden bis an den Rand Perwelks. Bei uns tauchten Elche sogar am Hofzaun auf und wollten von dem Heu haben, das wir uns für das Pferd von der Festlandseite geholt hatten.

Zu kaiserlichen Zeiten kam fast in jedem Herbst jemand von den hohen Herrschaften, den Prinzen oder Fürsten, auf die Nehrung zur Elchjagd. Wir Jungen wurden von der Schule zum Treiben abkommandiert. Das machte uns einen Riesenspaß, denn erstens fiel der Unterricht aus, und zweitens war es ein Vergnügen, einen ganzen Tag lang im Wald und auf der Palwe herumstöbern zu dürfen. Im allgemeinen rollte die Jagd von Perwelk bis kurz vor Nidden ab. Ich erinnere mich noch, daß 1917 Prinz Joachim mit seiner Gemahlin zur Jagd gekommen war. Als



Festgelegte Wanderdünen bei Perwelk

Neegeln und Karwelten waren nur zwei von mehreren Nehrungsdörfern, die von den Wanderdünen verschüttet wurden. Von Perwelk wurde das verhängnisvolle Schicksal durch die Bepflanzung der Wanderdünen mit Bergkiefern abgewendet.

das Treiben bei Bullwiek ein Ende hatte, ließ er uns zwölf Mann hoch in seinen großen Wagen steigen. Die Herrschaften wanderten zu Fuß nach Nidden, und wir

erlebten die erste Autofahrt unseres Lebens zurück nach Perwelk.

Um die Jahrhundertwende wurde bei Perwelk im Haff eine künstliche Insel

aufgeschüttet und darauf die Haffleuchte errichtet, die im engen Fahrwasser zur Orientierung diente. Nicht nur für den zunehmenden Dampferverkehr, sondern auch für die Fischer war die Leuchte sehr wichtig. Ihr Blinklicht war weit zu sehen, und wenn man des Nachts mit den Kurrennetzen und dem Keitelgarn zu tun hatte, war es beruhigend, sich so orientieren zu können, daß man nicht auf Untiefen oder Steinbänke geriet. Auch auf die Wenter der Festlandfischer mußte man aufpassen. In den ersten zwanzig Jahren wurde die Haffleuchte mit Petroleum gespeist. Später erfolgte die Umstellung auf Gas. In gewissen Abständen kam Dampfer „Bleek“ vom Wasserstraßenamt Memel und füllte die Behälter nach.

Verwaltungsmäßig gehörte Perwelk zum fiskalischen Gutsbezirk Schwarzort. Gutsvorsteher war lange Jahre der Schwarzorter Schumacher. Damit hatte unser Dorf statt eines Bürgermeisters oder Gemeindevorstehers einen stellvertretenden Gutsvorsteher. Das waren nacheinander Fischer Fritz Peleikis II (vor dem ersten Weltkrieg), Lehrer Mertineit (im ersten Weltkrieg) und die Fischer Jokait, Naujoks, Bastick und Martin Pietsch.



Die Perwelker Haffleuchte

Nicht nur den Marktdampfern und Fahrgastschiffen, auch den Fischern war die Perwelker Haffleuchte ein freundlicher Wegweiser, besonders zur Nachtzeit, wenn es galt, die schmale Fahrinne zu finden, Untiefen zu vermeiden und sicheren Kurs zu steuern.



Ein Schnappschuß vom Marktdampfer aus

Als Perwelk im Sommer 1932 einen Anlegesteg erhielt, entfiel das umständliche Ausbooten. Die Ankunft des Marktdampfers war immer ein Ereignis in dem stillen Dorf. Ob die Mutter in Memel alle Fische verkauft hatte?

Nur dann konnte man mit einem Mitbringsel rechnen...

Aufn.: Inst. f. Ausl. Bez. (2)

Haro Schumacher (2) –

MD-Archiv

Nach Australien zu unseren Kindern

1950, als es in Deutschland noch nicht zum besten bestellt war und niemand das kommende Wirtschaftswunder voraussehen konnte, war unser Sohn nach sehr gut bestandener Elektrolöhre auf der Suche nach Arbeit. Er meinte sie gefunden zu haben, als er Werbern einer englischen Firma, der „Snowy Mountains“ begegnete, die im Südosten Australiens riesige Projekte mit einer Laufzeit von 20 Jahren bauen wollte. Das Wasser der großen Flüsse in Neusüdwaales: Murrumbidgee, Tumut, Eucumbene, Murray und Snowy sollte für Kraft- und Wasserprojekte nutzbar gemacht werden. Dazu war der Bau von Staudämmen und Kraftwerken nötig, Bauten, die ein Heer von Arbeitskräften verlangten. Sie wurden in aller Herren Länder gefunden, und eine buntgemischte Völkerschar: Engländer, Franzosen, Deutsche, Skandinavier, aber auch viele Osteuropäer, fuhren anfangs 1951 mit eigens dafür gecharterten Schiffen nach Australien. Die Überfahrt bezahlte die Firma, für Unterkunft war in einem großen Camp in aus Holz erbauten Häusern gesorgt. Die Arbeit war nicht leicht, aber interessant und wurde sehr gut bezahlt. Ein Jahr später fuhr unsere Schwiegertochter nach. Aus vielen Briefen hörten wir von ihrem Ergehen. Ein Sohn wurde geboren, dann eine Tochter, und damit war die Familie vollzählig. So gingen viele Jahre ins Land. -

Ofter einmal hatten wir mit dem Gedanken geliebäugelt, unsere Kinder zu besuchen, aber auch ihre Welt und Land und Leute kennenzulernen, verwarfen ihn jedoch wieder, denn eine solche Reise bringt zwei Probleme mit sich: ein finanzielles und ein zeitliches. Fragen tauchten auf, z. B. über die Länge der Reise - die reine Flugzeit beträgt 26 Stunden -, über den besten Zeitpunkt, es ist in jedem Falle eine Umstellung auf eine veränderte Jahreszeit: fliegen wir hier im November ab, kommen wir dort im Hochsommer an.

Auf Anfrage erfuhren wir bei der Lufthansa, daß im Winterhalbjahr verbilligte Flugreisen nach Australien stattfinden, und das gab dann den Ausschlag dafür, noch im November zu fliegen. Nun mußte alles sehr schnell gehen. Wir beantragten die Einreisegenehmigung beim australischen Konsulat in Hamburg, erledigten die notwendige Pockenschutzimpfung und buchten dann unseren Hinflug für den 11. 11. ab Hannover nach Canberra, wobei die Fluggesellschaft eine Aufenthaltsdauer von 6 Wochen zur Bedingung machte. Vieles war bis dahin zu überlegen und zu tun.

10 000 m über Persien

Dann kam unser Reisetag. Wir starteten gegen Abend nur mit Handgepäck - die Koffer gingen durch bis Canberra - und waren in einer halben Stunde in Frankfurt mit seinem riesigen Flughafen, mit endlosen Gängen, über die man aber sehr schnell auf Rollbändern gelangt.

Nach der Gepäckkontrolle ging es in das eigentliche Reiseflugzeug, eine Boeing 707 mit 150 Sitzplätzen, die um 21.30 Uhr startete. Während wir Österreich, Jugoslawien, Bulgarien und die Türkei in der Nacht schlafenderweise überflogen, sahen

wir Persien am Tag. Mit einer Stundengeschwindigkeit von 900 km fliegt das Flugzeug in einer Höhe von 10 000 m über den Wolken. Wir freuten uns über unsern Fensterplatz, von dem aus wir alles so gut sehen konnten: Dörfer, Städte, Straßen und Wasser. Von Teheran bis nach Karatschi sahen wir unter uns

Angeregt durch den Florida-Bericht unseres Mitarbeiters Hans Karallus, überließ uns Frieda Lenkeit ihre Aufzeichnungen über einen Flug nach Australien. Sie besuchte mit ihrem Mann im vorigen November die Familie ihres vor 23 Jahren ausgewanderten Sohnes. Peter Lenkeit hatte vor der Abfahrt nach Sidney eine Memelerin geheiratet: Inge Ziesemann. Erstmalig konnten nun Lenkeits, jetzt in 3257 Springe, Kurzer Ging 78 wohnhaft, in Australien ihre beiden Enkelkinder Friedmar und Sabine in die Arme schließen. Was sie alles im fünften Kontinent sahen und erlebten, schildert Frau Lenkeits farbiger Bericht. Vielleicht macht er anderen Memelländern Lust, auch von ihren Reisen dem MD-Lesern zu erzählen!

eine Gebirgslandschaft aus brauner Erde, keinen Baum, keinen Strauch.

Nach sieben Stunden Flug hatten wir in Karatschi eine Stunde Aufenthalt, während der die Maschine aufgetankt und die Besatzung gewechselt wurde. Nun ging es in weiteren sieben Stunden quer über Indien und den Golf von Bengalen nach Bangkok, unserer ersten Station. Wir durften aussteigen und kamen - aus Sicherheitsgründen gezählt wie die Schafe - in die Flughalle mit Restaurants und Läden, sahen braunhäutige, hübsche Menschen mit mandelförmigen oder ein bißchen geschlitzten Augen, entdeckten wunderschöne holzgeschnitzte Figuren, viel Schmuck, Kleider, Stoffe usw. Nach einer Stunde Aufenthalt folgte ein neuer Abschnitt, den Golf von Thailand entlang und nur zum Schluß ein Stück über Land nach Singapur, das wir in vier Stunden erreichten.

Um sechs Stunden hatten wir unsere Uhren inzwischen vorgestellt. Es war dunkel geworden, und wir richteten uns auf einen langen Nachtflug ein. Nach einer guten Stunde starteten wir erneut, nun durch die Straße von Java zum australischen Kontinent und dann quer über das Land nach Sydney. In dieser Nacht sahen wir einen dunklen Himmel mit sehr hellen Sternen über und neben uns, zum Greifen nahe.

Am Morgen erlebten wir einen Sonnenaufgang, wir sahen ihn in dieser Schönheit noch nicht gesehen hatten. Der Horizont grau, dann leuchtend rot, bis ins zarteste Rosa übergehend, darauf gold und gelb, von kräftig bis zart, in ein Hellblau tauchend, das immer dunkler bis tiefblau am hohen Himmel wurde.

So schön das alles war, was wir vom Fenster aus sehen konnten, so phantastisch war der Service der Lufthansa.

Im Weiterflug sahen wir von Australien nur braune Erde und weiter nach Osten die ersten Buschbrände. Nach über sieben Stunden Flug landeten wir in Sydney. Abermals stellten wir unsere Uhren um vier Stunden vor - Australien hatte Sommerzeit - und gingen ein bißchen müde, aber glücklich von Bord. Hier holte uns unser Sohn ab, den wir nach über 20 Jahren wiedersahen. Zusammen flogen wir weiter nach Canberra, und von da aus fuhren wir noch fast zwei Stunden mit dem Wagen nach Cooma in Neusüdwaales. Schon auf dieser Fahrt bekamen wir einen Eindruck von dem Land, in dem wir einige Wochen Gast sein wollten.

Bäume und Blumen

Im November ist in Australien schon Sommer mit Temperaturen von 30 Grad Celsius. Der Himmel ist von tiefer Bläue, die Sonne scheint mittags fast senkrecht vom nördlichen Himmel herab. Kleinere Wolken kommen angesegelt, und während wir noch hinschauen, verschwinden sie, werden von der warmen Luft aufgesogen. Wir fahren auf gut ausgebauten Straßen durch hügeliges Grasland. Das Gras ist niedrig, braune Erde scheint durch, und wir wundern uns, daß die in den weiten Tälern grasenden Schafe (sie sind kurz vorher geschoren worden und führen kleine Lämmer; vereinzelt grasen auch Kühe) überhaupt etwas zu fressen finden. Zwischendurch stehen hohe dicke Grasbüschel, deren Gras so hart ist, daß weder Schafe noch Kühe es fressen können. Es ist ihm, wie die Farmer sagen, nur mit Güte zu begegnen, ausrotten kann man es nicht. Aus diesen Grasbüscheln entwickelt sich der Grasbaum, der unendlich langsam wächst und 1000 Jahre alt werden kann.

Ab und zu stehen auf kleineren Hügeln Farmerhäuschen, umgeben von australischen Tannen, die fast wie unsere Lebensbäume aussehen. Auf feuchterem Boden, an zum Teil ausgetrockneten Bächen, wachsen Trauerweiden, die in einer bestimmten Höhe, soweit die Schafe eben reichen, glatt und säuberlich abgefressen sind. Ganz selten liegt dazwischen ein Stück grünes Ackerland mit Viehfutter, das aber bei der herrschenden Trockenheit dauernd mit Wasser berieselt werden muß.

Weiter fahren wir an riesigen Eukalyptuswäldern entlang. Es gibt Hunderte von Arten mit lila, roten und rosa Blüten. Von Zeit zu Zeit werfen die Bäume ihre Rinde ab, die Blätter behalten sie. Ebenso viele Arten von Strohblumen, in leuchtenden Farben, aber ohne Duft, wachsen hier wild, und dann Mimosen, felderweit, deren Duft die Luft erfüllt. Die Mimose wurde zur Nationalblume des Kontinents erkoren und schmückt Münzen und Briefmarken. Jeder der acht Bundesstaaten hat eine Pflanze zu seinem Emblem gemacht. Neusüdwaales wählte die majestätische Watarah, bei der jede Blume bis zu 50 faustgroße karminrote Blütenköpfe trägt.

Dann kommen wir nach Cooma, einem Städtchen von 7000 Einwohnern, im Tal gelegen. In der Blütezeit der „Snowy Mountains“ waren es über 15 000. Cooma

PREIL

Die Gründung des jüngsten Nehrungsdorfes

In Nr. 19/1969 brachte das „Memeler Dampfboot“ einen Bericht über den Untergang des Dorfes Neegeln in den Jahren 1836–54. Die meisten Einwohner blieben beieinander und gründeten die Gemeinde Preil, so benannt nach der Haffbucht.

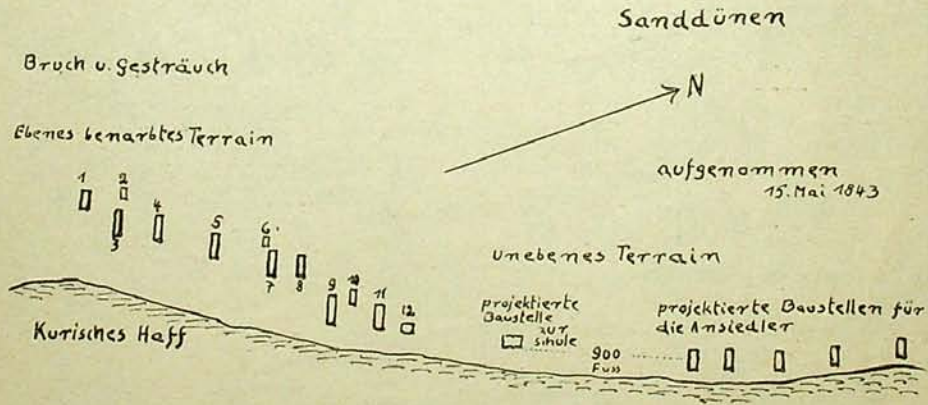
Dieses Dorf war die jüngste Siedlung auf der Kurischen Nehrung. Die Einwohnerzahl wuchs stetig und betrug im Jahre 1935 bereits 220. Schon wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg wurde Preil im Amtsblatt des Memellandes als Badeort verzeichnet. (H. Fuchs: Die Geschichte des Badeortes Preil. Grenzgarten 6/1930)

Galten ehemals im preußischen Staate schon die alten Nehrungsdörfer für Beamte als Verbannungsorte, so traf das für Preil in erhöhtem Maße zu. Noch 1886 veröffentlichte die Königsberger Allgemeine Zeitung eine Mitteilung der Regierung, worin es heißt, daß zur Nehrung „alle renitenten Beamten verbannt werden, damit sie dort in der Einsamkeit Gelegenheit und Muße finden, über Pflicht und Gehorsam nachzu-

Uns werden die Namen der damaligen Hausbesitzer genannt:

1. Wohnhaus des Johann Basticks;
2. Stall,
3. Wohnhaus } des Ephraim Radmacher;
4. Wohnhaus des Johann Detzkeit;
5. Wohnhaus des Johann Rode;
6. Stall,
7. Wohnhaus } des George Pinkis;
8. Wohnhaus des Michael Bastiens;
9. Wohnhaus } des David Sakuth;
10. Stall,
11. Wohnhaus } des Johann Labrenz;
12. Stall.

Es fällt auf, daß hier drei Familien verzeichnet sind, die 1820 im Dorfplan von Neegeln fehlten, mithin wohl später dorthin zugezogen waren, sich dann aber mit den ersten Umsiedlern nach Preil retteten (Basticks, Rode, Sakuth). Andererseits fehlen hier noch Namen, jedenfalls von denen, die später hierher zogen oder in Perwelk und Nidden-Purwin ein Unterkommen fanden.



denken.“ Doch schon in den zwanziger Jahren wurde Preil von Sommergästen gern besucht. 1934 wurden 158, 1935 176 Kurgäste gezählt. Preil hatte also den Schritt vom Verbannungsort zum Badeort in verhältnismäßig kurzer Zeit überwunden.

Heute liegen ehemalige Preiler in der Bundesrepublik. Sie werden wohl in stillen Stunden so manches Mal auf der Landkarte des Buches vom Memelland von Heinrich A. Kurschat oder auf der Bildkarte von Richard Pietsch mit dem Finger über das Kurische Haff fahren und in ihrem Heimatort landen. „Da liegt Preil. Dort bin ich geboren.“ Oder: „Meine Urgroßeltern gehörten zu den Gründern dieses Dorfes. – Wo stand ihr Haus? Wer waren damals ihre Nachbarn?“

Der Lageplan vom 15. Mai 1843, entnommen dem Preußischen Staatsarchiv in Göttingen, kann einige solcher Fragen beantworten.

Die Flüchtlinge durften sich nicht wie einst in Neegeln nach Belieben an irgend einer Stelle ihr Haus bauen; die einzelnen Grundstücke wurden vielmehr vom Staate zugewiesen. Die Planung ging, wie die Skizze zeigt, über die Zahl der ersten Siedler hinaus. Auch die Schule wurde erst später von Neegeln hierher verlegt.

Die Entfernung von Haus zu Haus war etwas unterschiedlich, zur Vermeidung von Brandkatastrophen aber größer als in den alten Nehrungsdörfern. Zwischen der Schule und dem nördlichen Nachbargrundstück betrug der Abstand sogar 900 pr. Fuß, das sind etwa 250 m.

Schützender Wald fehlte damals noch. Ziemlich dicht hinter den Wohnanlagen läßt die Skizze Sandhügel erkennen, die nur zum Teil etwas begrünt sind, wenige Schritte weiter aber auch „Bruch und Gesträuch“.

Henry Fuchs

Bunter Leineneinband, 125 Seiten

DM 8,80

CHARLOTTE KEYSER

Von Häusern und Höfen daheim klingt es nach

Geschichten aus dem Stromland der Memel mit eigenen Zeichnungen, 136 Seiten, bunter Glanzeinband

* DM 7,60

Schritte über die Schwelle

Ein Familienroman, Neuauflage
ca. 300 Seiten Leinen DM 14,80

WERNER SCHEU

BIRUTE

Roman aus Litauen
240 Seiten Leinen DM 22,00

ERICH KARSCHIES

Der Fischmeister

Der beliebte Heimatroman, 288 Seiten
Leinen DM 12,80

DAPHNE MACHIN GOODALL

Die Pferde mit der Elchschaufel

Das Schicksal der Trakehner
104 Seiten, 22 Fotos DM 15,80

FRITZ SKOWRONNEK

Ostpreeußische Jagdgeschichten

Geschichten aus dem unvergleichlichen Jagdparadies Ostpreußen, 96 Seiten, illust., bunter Glanzeinband DM 6,80

Der Carol

Ein halbes Schock schockierender Schwänke aus dem Leben des ostpreußischen Grafen Carol Sassenburg, gesammelt nach den Erzählungen der Kinderfrauen, Großmütter, Bauern, Kutscher, Förster, Garnführer, Kellner und Wirtinnen von Kl. Klootboom-Klootweitschen. 3. Auflage, 128 Seiten, Format 12,5x20,5 cm, Geschenkband mit farbigem Glanzüberzug

nur DM 8,80

Die Sporck'schen Jäger – Roman aus Masuren

Mit sehr viel Humor und Herzenswärme erzählt der Schriftsteller in seinem bekanntesten Roman von einem jungen Leutnant, der aus unbezähmbarer Jagdleidenschaft zum Wilddieb wird und damit das ganze Heimatstädtchen in Aufruhr versetzt. Dieser Roman ist angelehnt an die große Tradition des Jägerbataillons Graf Sporck von Warstein.

248 Seiten, bunter Glanzeinband
DM 12,00

Bildkarte „Rund um das Kurische Haff“

Format 70 x 100 cm – mehrfarbiger Offsetdruck. Der Versand erfolgt gerollt in fester Papphülle DM 9,00

Wir liefern Ihnen auch alle heute erhältlichen Bücher, die hier nicht aufgeführt sind, zum festgesetzten Ladenpreis.

F. W. Siebert Verlag

Abteilung Buchversand

29 Oldenburg · Ostlandstraße 14

Georg Becker

Sohn Willi

Sohn Karl

Goots

Plennies

Tiedecks

Tiedeck

Joh. Plennies

Laurentoff

Joh. Jautzim

Jautzim

Willi Jautzim

Ratke

Strehlies

Joh. Bertuleit

Welschus

Backschies

Sohn Fritz

Wirgenings

Mart. Schacknies

Bugdan

E. Hahn

H. Lübke

Fritz Strehlies

Bruhns

Schmidt

H. Schlatter

M. Gedwill

Faltin

M. Griga

Schäfer, Segelm.

P. Schweistries

Müller, Bäcker.

Frau Glodt, Bäcker

Kaufmann Meier

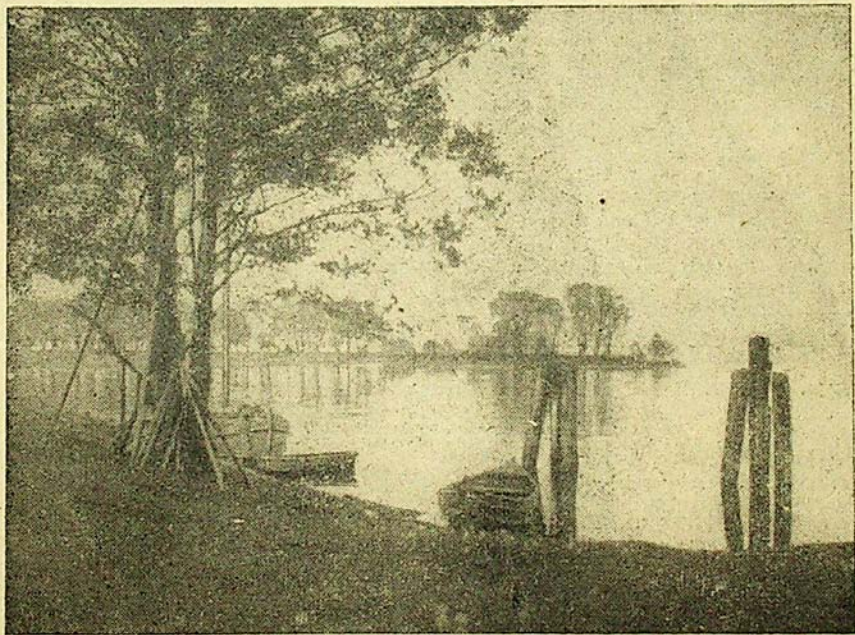
Mein Großvater und die

Von Klaus

Das erstaunlich starke Echo auf meinen Aufsatz über „DIE KLEINEN LÄDEN“ ermutigt mich, weiter in meinen frühen Erinnerungen nach wenig bekannten Einrichtungen in unserer Stadt zu kramen. Mag man mir nachsehen, daß dabei sehr subjektive, scheinbar ichbezogene Begebenheiten, zutage treten, die für andere nur von bedingtem Interesse sein dürften – aber wie sollte es auch anders sein. Ich kann nur von dem schreiben, was mich in der Rück Erinnerung an meine Kindheit bewegt, und immer deutlicher werden mit den zunehmenden Jahren kleine Episoden, denen ich noch vor einiger Zeit kaum Bedeutung beimaß. Es sind die – wie sich heute herausstellt – wirklich starken Erlebnisse, die Besonderheiten, die das Kind beeindruckten und die heute, Jahrzehnte danach, zu einem bunten Bild in starken Farben geworden sind. Je weiter die Jahre gehen, umso mehr konzentrieren sich in meinem Leben diese besonderen Erlebnisse weniger auf die Eltern, als auf den heißgeliebten Großvater.

So war es schon mit den „kleinen Läden“, auch in ihnen spielte er eine geheimnisvolle Rolle, und noch viel stärker tritt seine Bedeutung bei der folgenden Erzählung hervor. Ja, was war das für ein einmaliger Mann, umgeben von der Aura, auch das Unmögliche zu können!

Solange ich zurückdenken kann, war mein Großvater Richard Karallus Hausmeister bei



Morgen am Bernsteinhafen

Der Bernsteinhafen von Schwarzort in seiner verträumten Stille gehörte zu den reizvollsten Stellen dieser „Perle der Kurischen Nehrung“. Hier mußte man am Morgen entlangwandern, wenn der Nebel noch auf

dem Wasser lag und der rote Sonnenball sich langsam vom Horizont löste. Die schmale Landzunge, die den Hafen vom Haß abschloß, war eine der einsamsten Stellen Schwarzorts. Erinnerst du dich . . .

Der große Häuptling

Damals stand Karl May auf der Höhe seines Ruhmes, aber kein Mensch ahnte, daß es auch innerhalb der damaligen deutschen Gauen ein Fleckchen Erde gab, wo man so wunderbar abenteuerliche Geschichten wie die von May wirklich erleben konnte. Im äußersten Norden lag dieses unbekannte Fleckchen, auf der Kurischen Nehrung bei Rossitten, da wo die „Wüste am Meer“ am breitesten ist und doch alle ihre Wunder: See und Haff, Ulmenwald und Düne, der Triebstrand und der Reiherhorst, die Elche und das in Europa einzigartige Vogelparadies am dichtesten beieinander liegen.

Auf dieses Vogelparadies hatte es ein junger Vogelkundiger abgesehen, der sich eines Tages in Rossitten saßhaft machte, und dem Vogeldoktor folgte ein ebenso junger Gottesgelehrter, der — wohl aus der alten schlimmen Erfahrung heraus, daß, wer die Menschen kennt, die Tiere liebt, die Seelsorge an den Nagel gehängt und sich gleichfalls in jene „Wüste“ geflüchtet hatte, die doch in Wahrheit die herrlichste Oase ist.

Die beiden Forscher hatten davon gehört, daß sich in Rossitten Jahr um Jahr, im Frühling und im Herbst, auf der Reise nach und aus dem Süden viele Hunderttausende von Zugvögeln zur Rast niederlassen, und wollten die zu jener Zeit noch ungelösten Rätsel des Vogelzuges studieren. Als Dritter gesellte sich zu ihnen ein Baumeistersohn aus Memel, von dessen Vater sich der Doktor ein Häuschen hatte bauen lassen. Der Baumeister hatte der Einfachheit halber auch gleich sein Töchterchen als Hausfrau mitgeliefert.

Außerdem lebten noch in Rossitten der alte trinkfeste Düneninspektor mit seiner mannhaften Tochter, die sich nur in Jägerkleidung mit riesigen, bis weit über das Knie reichenden Wasserstiefeln zu zeigen pflegte. Wenn aber der Vater einem Gast seine Theorie des Schnapstrinkens beibrachte, daß man nämlich auf einem Beine nicht stehen könne, daß alle guten Dinge **mindestens** drei seien, daß aber auch die Drei eine ungerade Zahl sei usw., da tat auch die Tochter mit.

Man kann sich vorstellen, daß die „Geselligkeit“ in Rossitten nicht sehr üppig aussah. Auch die Verpflegung war schwierig und sehr bescheiden. Fleisch gab es nur ganz selten, dann aber immer eine ganze Woche lang dasselbe. Die nächsten drei bis vier Wochen mußte man sich mit Wurst begnügen. Mit der Zeit schätzte man freilich auch die Saatkrähen, die die Nehrungsleute in Netzen fingen, durch einen Biß in den Kopf töteten und für die fleisch- und fischlose Winterzeit einpökelten.

Aus der Sorge um die Nahrung wurde damals ein seltsamer Verein ins Leben gerufen, der „Indianerclub Rossitten“! Wir wollen, so führte der Vogeldoktor aus, alle Mannestugenden pflegen und fördern, die Tapferkeit und die Freundschaft. Wir wollen die Hand stählen und das Auge schärfen durch weidgerechte Jagd auf alles, was da krecht und flucht und irgendwie zu essen ist. Als Nächstes wurde da-

her die Jagdausrüstung ergänzt. Zur Jagdflinte trug man von nun an im Gürtel ein Dolchmesser und für die Arbeit im Walde eine Axt, den „Tomahawk“! Es wurden Jagdsitze, hölzerne Aussichtstürme und Jagdhütten errichtet, und die Tochter des Düneninspektors wurde zur „Ehrensquaw“ ernannt.

Toll genug sahen die Männer aus, wenn sie auf den Kriegspfad gingen oder aus ihrem „Reservat“ heimkehrten, in ihren Lodenjacken und Wasserstiefeln, das kesse Hütchen mit der Adlerfeder auf dem Schädel, oft genug triefend vor Nässe, und vom Kopf bis Fuß mit Vogelfedern beklebt. Um die Mitte der neunziger Jahre zählte der „Stamm“ ein halbes Dutzend Mitglieder, aber der „Häuptling“ war nicht mehr der Doktor, der sich nur noch wissenschaftlich betätigte, sondern der Schwager Erich H., dem die Organisation der Ausflüge, die Errichtung der kleinen Bauten und die Auswertung der Beute, einschließlich der Möwen-eier, oblag.

So waren sie auch an einem Herbsttage draußen gewesen, an dem ein Teil der Dünen abgesperrt gewesen war, denn draußen auf See lag ein deutsches Geschwader und hielt Scharfschießübungen auf Landziele ab. Nun zog man also heimwärts. Mit einem Male sieht der „Häuptling“ zwei Männer die Kuppe herunterkommen. So etwas macht um diese Stunde kein Eingeborener; es müssen Fremde sein. „Die sollen was zu hören kriegen!“ Kurz entschlossen stößt der Häuptling das Kriegsgeschrei aus, in das die anderen einstimmen, fürchterlich, schreck-erregend, und die beiden Fremden, noch zweihundert Meter entfernt, machen tatsächlich Halt. Der Häuptling aber hat sich auf die Erde geworfen und feuert, um den Wigwam zu warnen und den Spaß vollkommen zu machen, seine Flinte ab!

Wer stellt sich aber das Entsetzen vor, als das Feuer erwidert wird.

Deutlich knallen ein paar Revolver-schüsse herüber, und ehe man noch Deckung nehmen, das heißt die Flucht ergreifen, kann, tauchen von allen Seiten uniformierte Menschen, Mariner vom Zielkommando, auf, mindestens so gut bewaffnet wie die Indianer, und derbe Fäuste packen zu . . .

Als die beiden Männer näherkommen, zeigt es sich, daß auch sie Uniform tragen. Die breiten dunkelblauen Mantelkragen deuten ihren Rang an. Der jüngere von beiden mit blondem Spitzbart tritt erst vor die Gefangenen. „Aber das sind ja Erwachsene, nicht Kinder, wie wir gedacht haben. Richtige Herren! Sagen Sie bloß in Dreiteufelsnamen, was fällt Ihnen ein? Wer von Ihnen hat den Schuß abgegeben?“

„Ich“, würgt der arme Sünder heraus.

„Sie? Sie Kücken? Wer sind Sie?“

„Der große Häuptling!“

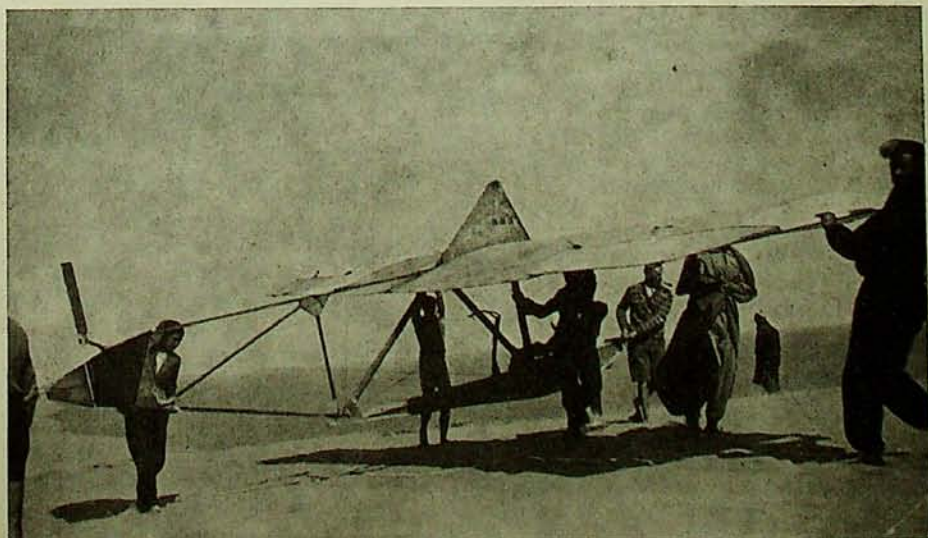
„Was?“

„Verzeihung, der Volontär Erich H. aus Memel!“

„Na, da haben Sie sich etwas Schönes eingebrockt. Also dann kommen Sie mal alle mit!“

Es ging aber nicht zum Amtsvorsteher, sondern zum Krug. Bei der dritten Lage Grog stellt es sich heraus, daß der eine der beiden Fremden der Geschwaderchef persönlich ist und daß die Herren schon alles von dem seltsamen Club gehört hatten, von der guten Arbeit, die die Männer leisteten, und von ihren Schullen und fröhlichen Untaten, und daß schon das Kriegsgelächter ihnen die Sorte von „Feind“ verraten hatte.

Der Abend ging wunderbar zu Ende. Sogar eine Einladung auf den „Beowulf“ gab es zum Schluß. Die einstimmig beschlossene Ernennung zum Ehrenhäuptling lehnte der Admiral allerdings ab, wohl aber erteilte er die Erlaubnis, der Dünenhöhe, wo ihn die Rothäute überfallen und wo er beinahe seinen Skalp verloren hätte, seinen Namen zu geben. Sie hieß, bis die Russen die Nehrung in Besitz nahmen, „Prinz-Heinrich-Höhe“. A. P.



Mit dem Hangrutsch in den Dünen

Die Kurische Nehrung war infolge der besonderen Thermikverhältnisse eines der Zentren des deutschen Segelfluges. Unsere memelländischen Segelflieger schulten mit ihren selbstgebauten Hangrutschern in Perwelk, während das reichsdeutsche Fliegerlager in Rossitten bestand.

Ziege oder Ziegenbock?

Eine memelländische Schelmengeschichte — Von Kurt Szobries

Der Chausseearbeiter, von dem ich hier erzählen will, hieß, glaube ich, Aschmies und wohnte in Schilleningken. Da er bei Prökuls arbeitete, kehrte er immer wieder gern in den Minge Krug ein, dessen Wirt durch seine Späße weit und breit bekannt war. Hier im Krug war es auch, wo Aschmies erfuhr, daß ein Darzeppelner Altsitzer eine Ziege zu verkaufen habe. Da Frau Aschmies schon immer nach einer Ziege gebarrt hatte, machte sich ihr Mann am nächsten Freitag nach Darzeppeln auf den Weg. Nach manchem Hin und Her wurde er mit dem Altsitzer handelseinig, nahm die Ziege am Strick und wanderte heimwärts. Der weite Weg machte ihn durstig, und so kehrte er in den Minge Krug ein, nicht ohne vorher seine Ziege draußen am Wolm sorgfältig angebunden zu haben. Schließlich hatte er so gut gehandelt, daß er für die Milchspenderin weniger als vorgesehen bezahlt hatte.

Der Krugwirt interessierte sich für den Kauf und kam selber vor die Tür, um das Tier in Augenschein zu nehmen. Dann gingen beide an die Theke, um den Kauf gebührend zu begießen, wobei sich auch der Wirt keineswegs kleinlich zeigte. Aschmies hatte schon bald kräftig einen sitzen, und das mag den Krugwirt auf den Gedanken gebracht haben, seinem Gast einen kleinen Streich zu spielen. Es war in unserer Heimat ein weitverbreiteter Glaube, in einen Pferdestall gehöre ein Ziegenbock, der durch seinen Geruch die Pferde vor Krankheit bewahren könne. Als Aschmies schon selig war, sagte der Wirt zu seinem Friedrich (so wurden im Memelland sämtliche Hausmänner von Gasthöfen genannt): „Geh, bind' unseren Bock an den Wolm und bring' die Ziege in den Stall!“

Dann klopfte der Minge Wirt seinem Gast leutselig auf die Schulter und meinte: „Aschmies, nu goah moal noa Hus! Hied häst jenooch, on öß uck schon spät! Diene Zäj mott jemolke ware!“

Das sah Aschmies ein. Wankend erhob er sich, nahm Abschied, band draußen die vermeintliche Ziege los und machte sich auf den Nachhauseweg. Es war schon Mitternacht, als er endlich an seine Haustür klopfte. Seine Frau fuhr mit einem Donnerwetter heraus. Aber er beschwichtigte sie mit dem Hinweis, daß er eine wunderschöne Ziege gekauft habe, die sofort gemelkt werden müsse, wenn ihr nicht augenblicklich das Euter platzen sollte.

Die Frau verstummte wirklich sofort. Sie lief, während sich Aschmies ins Bett verkrümelte, mit Eimer und Laterne in den Stall, um mit dem Melken zu beginnen — leider ohne Erfolg. Sie holte sich die Laterne näher und stellte fest, daß sie einen Ziegenbock vor sich hatte. Jetzt reichte es ihr. Sie nahm einen Besen und stürzte in das eheliche Schlafgemach, um ihren betrunkenen Mann nach Strich und Faden zu verdröseln. Der wurde zwar rasch munter und eilte ebenfalls mit der Laterne in den Stall — aber er mußte den Befund seiner Frau bestätigen. Er schwor heilige Eide, der Altsitzer in Darzeppeln habe ihn betrogen, und gleich am nächsten Tag werde er hinwandern und die Sache in Ordnung bringen.

So zog Aschmies am Sonnabend in aller Herrgottsfrühe wieder los nach Darzeppeln, den Bock an einem Strick hinter sich. Als er am Minge Krug vorbeikam, hielt er es für notwendig, erstens dem Wirte sein Leid zu klagen und zweitens etwas Mut für die in Darzeppeln fällige Auseinandersetzung anzutrinken.

Der Krugwirt kam mit Aschmies vor die Tür und sah sich mit gut gespielmtem Kopfschütteln seinen Bock an. Dann goß er seinem Gast den bestellten Kornis ein und vergaß nicht, nach dem dritten und vierten Glas auch einige auf eigene Rechnung einzuschenken — fühlte er sich doch, wie er es sehr feinsinnig ausdrückte, mitschuldig an der Prügel, die Aschmies von seiner Frau bezogen hatte, weil er ja auch das an den Wolm gebundene Tierlein für eine Ziege gehalten hatte.

Während Aschmies trübsinnig in sein Glas schaute, hatte der Friedrich draußen wieder die beiden Tiere vertauscht. „Jetzt mottst obber goahne“, mahnte dann der Wirt, „on sägg däm ohle Kärl on Darzepple ordnlöch Bescheid!“ Aschmies band den vermeintlichen Bock vom Wolm und zog weiter. Am Nachmittag war er in Darzeppeln, und schon vom Tor aus schlug er einen Lärm, daß die beiden Altsitzerleuten entsetzt ins Freie kamen. Sie begriffen erst gar nicht, worum es sich handelte, und als sie es begriffen hatten, konnten sie alles noch viel weniger verstehen. Denn vor ihnen stand die



Alfred Brust kam aus Coadjuthen

Der 1934 verstorbene Dichter wäre heute erst siebzig

Die Literaturgeschichten haben ihn schon vergessen, und seine Werke sind höchstens noch antiquarisch zu haben — aber wir Memelländer wollen wenigstens für einige Augenblicke seines 70. Geburtstages gedenken, den er am 15. Juni hätte feiern können — wenn er nicht schon 1934 in armseligen persönlichen Verhältnissen in Königsberg an Tbc gestorben wäre.

Alfred Brust ist Memelländer, wenn er auch durch die Laune eines Zufalles in Insterburg geboren wurde. Sein Vater besaß in Coadjuthen einen Laden; hier verlebte er seine sorglose Jugend. In Tilsit besuchte er die höhere Schule. Hier machte ihn die Großmutter, eine geborene von Kleist, mit der Dichtung bekannt. Hier empfing er Einflüsse des litauischen Dichters Storost. Seine ersten journalistischen Sporen verdiente er sich bei der „Tilsiter Zeitung“. Im Erzgebirge war er Redakteur. Den ersten Weltkrieg erlebte er in einer Pressestelle des Heeres. Nach dem Kriege ließ er sich als freier Schriftsteller in Heydekrug nieder. Obwohl er in den zwanziger Jahren die Aufführung mehrerer Theaterstücke und das Erscheinen einiger Bücher erleben konnte, blieb er von wirtschaftlicher Not nicht verschont. Über Cranz zog er nach Königsberg, wo er in einem früheren Gutshaus am Stadtrand mit seiner Frau

gleiche Ziege, die sie am Tage vorher nach Schilleningken verkauft hatten. Sie versuchten nun, mit Güte und Beharrlichkeit, ihren Käufer davon zu überzeugen, daß sie ihn keineswegs übers Ohr gehauen hätten.

Da bei Aschmies Rausch und Wut langsam verraucht waren, zeigte er sich ihren guten Reden zugänglich und kam zu dem Schluß, daß der Bock wirklich eine Ziege sei. Er konnte sich die Geschichte zwar nicht erklären, glaubte aber, seine Frau habe sich gestern Abend in der Dunkelheit und Aufregung geirrt, und er habe sich von ihrem Irrtum anstecken lassen. Schon wollte er klein begeben, als er sich besann, daß er ja den Krugwirt als Zeugen besaß. Mit ihm zusammen hatte er noch an diesem Morgen die Ziege in Augenschein genommen und einwandfrei festgestellt, daß es sich um einen Bock handelte.

So blieb nur ein Schluß übrig: das Biest war verhext, und der Böse trieb seinen Scherz mit Aschmies. Er gab zu, daß die Ziege hier wieder eine Ziege sei, aber er wolle sie nicht mehr haben, da dieselbe Ziege bei ihm zu Hause im Stall ein Bock gewesen sei, was der Krugwirt und seine Frau mit heiligen Eiden bestätigen könnten. Um keinen weiteren Ärger zu haben, zahlte der Altsitzer Aschmies das Kaufgeld zurück und behielt seine Ziege, die zufrieden in den gewohnten Stall hüpfte.

Aschmies war gleichfalls zufrieden, die Sache so gut hinter sich gebracht zu haben, und am zufriedensten war der Krugwirt, der nicht nur seinen Spaß gehabt hatte, sondern bei dem Aschmies auch das Kaufgeld restlos vertrank.

und acht Kindern ein bescheidenes, sorgenvolles Leben führte.

Obwohl seine Werke ihre Wurzeln in der heimatlichen Erde haben, ist er alles andere als ein Heimatdichter. Ihm geht es um die Polarität menschlichen Daseins, um die Spannungsfelder zwischen Wirrnis der Triebe und Klarheit des Geistes. In holzschnittartiger Manier prägte er Menschen, Gefühle und Landschaften in seinen großartig angelegten Romanen „Die verlorene Erde“ und „Eisbrand“. Groß waren auch seine Erfolge als Dramatiker. Den „Singenden Fisch“, eine Legende von der Kurischen Nehrung, führte Max Reinhardt 1922 im Berliner Deutschen Theater auf, die „Wölfe“ 1924 eine Wiener Bühne, „Cordatus“ 1927 das Königsberger Neue Schauspielhaus.

Es ist bedauerlich, daß Brust so vergessen wurde. Selbst die nach dem Kriege zum Ruhme ostpreussischer Kunst geschriebenen Beiträge von Gause oder Fechter, selbst die ostpreussischen Anthologien „Wir Ostpreußen“ und „Ostpreußen erzählt“ kennen den Dichter der verlorenen Erde nicht mehr, obwohl sich sein Leben zwischen Coadjuthen und der Cranz Allee fast nur auf dem Boden der Heimat erfüllte.

MEMEL — HEUTE

Unter diesem Titel brachte der Bayerische Rundfunk am 31. Mai eine Viertelstundensendung des MD-Schriftleiters Heinrich A. Kurschat aus dem heutigen Memel, wobei versucht wurde, das vertraute Bild der Vorkriegszeit mit den jetzigen Verhältnissen zu konfrontieren. Aus dem Bericht wurde deutlich, daß Memel sich unter den Sowjets in vielfacher Hinsicht gewandelt

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung der Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 6. u. 20. Monats-
licher Bezugspreis durch die Post DM 0.75 zuzüglich
6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Post-
anstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt
berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unver-
langt eingesandte Manuskripte wird keine Verant-
wortung übernommen. Verlagsort: Oldenburg (Oldb)



Anzeigen kosten für den Raum der mm-Spaltzeile
25 Dpf. Familien- u. Suchanzeigen 20 Dpf. Rabatt nach
Anzeigenpreislste. Anzeigenschluß 3 Tage vor Er-
scheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter
Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand
u. Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag: F. W. Siebert,
Zeitungs- u. Buchverlag, Oldenburg (Oldb), Markt 6

102. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 5. März 1951

Nummer 5

Unsere Meinung . . .

. . . zur Freigabe Helgolands

MD. Wir Heimatvertriebene haben immer mit besonderer Sympathie den Kampf der Helgoländer Bevölkerung um ihre Insel verfolgt. Sie war in einer ähnlichen Lage wie wir. Auch sie verlor durch den Krieg die angestammte Heimat, und in ohnmächtiger Entrüstung mußte sie erleben, wie die blühende Insel lange nach Kriegsschluß als Bomberziel der Royal Air Force verwüstet wurde, wie selbst den Helgoländer Toten auf dem Gottesacker die letzte Ruhe versagt blieb. Die Interessen der Helgoländer waren auch unsere Interessen, und es war mehr als eine Geste, als bei der friedlichen Invasion der Insel auch Ostpreußen ihren Mann standen. Es ging hier um das Recht auf die Heimat, das wir für alle Deutsche fordern, wie wir es für jedes andere Volk anerkennen wollen.

In Großbritannien hat endlich die Stimme der Vernunft gesiegt. Der britische Hochkommissar unterrichtete Bundeskanzler Adenauer darüber, daß weitere Bombenwürfe unterbleiben werden. Spätestens bis 1. März 1952 würde die Bevölkerung Helgolands auf ihre Insel zurückkehren können. Wir freuen uns mit den Helgoländern von ganzem Herzen, daß ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt sind, und wir malen es uns aus, wie es wohl sein würde, wenn es auch für uns Memelländer hieße: Bis dann und dann dürft ihr in euer freies Heimatland zurückkehren . . .

Die britische Regierung können wir zu dem Entschluß den Stein des Anstoßes durch eine Geste des Großmuts aus dem Wege zu räumen, nur beglückwünschen. Es war verständlich, daß die Besatzungsmacht nicht unmittelbar dem Druck der Helgoland-Demonstrationen weichen wollte. Daß die Entscheidung schon so bald fiel, wird jeden freuen, dem an der deutsch-britischen Verständigung gelegen ist.

Es wäre schön, wenn auch Frankreich in bezug auf das Saargebiet eine ähnliche Geste finden würde. Durch den Mund seines Hochkommissars hat es allerdings schon erklären lassen, daß Frankreich in keiner Weise dem Friedensvertrag vorgreifen wolle, der über das Schicksal des Saargebietes bestimmen werde. Auch die anderen Grenzkorrektoren an der westdeutschen Grenze sollten nochmals gründlich geprüft und revidiert werden. Die übereilten Schritte der Westmächte gegen deutsches Hoheitsgebiet haben der östlichen Propaganda ganz unnötigerweise Argumente in die Hand gespielt, mit denen das Schicksal Ostdeutschlands besiegelt werden konnte. Revisionen der westlichen Haltung zu diesen Fragen werden den moralischen Druck auf Polen und Sowjetrußland verstärken, die ostdeutschen Gebiete nicht zu früh als ihr Eigentum zu betrachten.

Von Preil nach Sibirien

In der ersten Nummer dieses Jahres gedachte unser H. G. W.-Mitarbeiter in dem Artikel „Heimat, deine Sterne“ mancher Originale des Memellandes. U. a. erwähnte er auch den Fischerwirt Wilhelm Kubillus aus Preil, der lange Jahre hindurch Vertrauensmann und Mitarbeiter unserer Zeitung war. Seine Tochter schreibt uns darauf aus Rendsburg, daß ihre Eltern samt zwei Kindern, Tochter und Sohn, vor zwei Jahren von Preil nach Sibirien verschleppt worden sind. Von dort hat sich Kubillus im Sommer 1950 erstmalig gemeldet. Der letzte Winter habe ein halbes Jahr gedauert, schreibt er. Man müsse viel frieren und hungern, und es ginge ihnen sehr schlecht. Wilhelm Kubillus ist heute 66 Jahre alt, seine Frau 56. Beide sind nicht gesund.

Welches Verbrechen, so müssen wir fragen, hat das Ehepaar Kubillus begangen, daß man es mit der Deportation bestrafte? Die Nehrungsfischer, die von der Möglichkeit der Flucht keinen Gebrauch machten, weil sie die Heimat mehr als die Freiheit liebten, waren immer in allen politischen Wirren unserer Heimat ein ruhiges Element. Welchen Vergehens klagt man sie an, um diese furchtbare Strafe zu rechtfertigen, die die Verschleppung für alte und kranke Leute bedeutet? Kein Gericht hat hier ein Urteil gesprochen, keine Möglichkeit zur Rechtfertigung war gegeben. Wir müssen gegen diese Willkür gegenüber

unseren in der Heimat verbliebenen Landsleuten energisch protestieren. Jeder dieser Fälle sollte den Vereinten Nationen zur Kenntnis kommen. Verbrechen gegen die Menschlichkeit müssen unmenschlich bleiben, auch wenn sie sich gegen Memelländer richten!

Als Unmenschlichkeit sehen wir auch den Standpunkt der Behörden in der Litauischen Sowjet-Republik an, Memelländer nicht zu ihren Angehörigen nach Deutschland ausreisen zu lassen. Wer aus Furcht oder Unkenntnis den sowjetischen Paß annahm, wird ohne Gnade und ohne Ausnahme zurückgehalten. Wir würden es noch verstehen, keineswegs entschuldigen, wenn man junge arbeitsfähige Menschen zurückhielt. Wir finden es aber brutal, wenn man eine alte, kranke Mutter zurückhält, die zu ihren Kindern nach Westdeutschland ausreisen will. Wir halten es für ein Verbrechen, wenn man einen geisen Vater daran hindert, zu seinem in gesicherten Verhältnissen lebenden Kind zu fahren, wenn man ihn hungern und darben läßt. Wir finden es unverantwortlich, daß man Eheleute nicht zueinander läßt, Kinder festhält, die zu ihren Eltern wollen.

Das deutsche Volk hat sich im letzten Krieg marcher Rechtsbrüche schuldig gemacht. Wir alle haben, ob schuldig oder unschuldig, für diese Vergehen schwer büßen müssen. Wir erheben aber heute laut unsere



Das Bild vom Memeler Hauptzollamt

soll ein Gruß an alle ehemaligen Memeler Zollbeamten sein, die sich schon lange eine schöne Aufnahme ihres Dienstgebäudes gewünscht haben. Hier ist er, der schöne Bau an der Karlsbrücke, direkt an der Dampleranlegestelle an der Darge; er soll heute noch stehen. Wir hoffen, daß hier jeder Zollbeamte einmal seinen alten Arbeitsplatz zurückerhält.

Stimme gegen die sowjet-litauische Willkür, die sich gegen unsere Landsleute richtet. Der Klageschrei des gemeinigen Memelländers muß Gehör finden. Auch wir haben Gerechtigkeit verdient, und wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt, werden auch die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die nach 1945 verübt wurden, ihre Sühne finden

Kleine Heimatrundschau

Ein altes Ehepaar aus der Veitstraße

In Mühlhausen (Thür.), Kräuterstraße 16, lebt das alte Ehepaar Georg Bendicks aus Memel, Veitstraße 17. Einst die Besitzer eines schönen Hauses, drückt auch diese beiden Alten, die im gleichen Alter von 76 Jahren stehen, die Heimatlosigkeit schwer. Georg Bendicks, seit 49 Jahren Leser unserer Zeitung, ist fast erblindet, hofft aber seine Goldene Hochzeit am 6. Dezember in guter Gesundheit zu erleben. Von seiner geistigen Regsamkeit geben diese Zeilen Zeugnis:

„Wir sind ein Volk, durch Feindeshand der Heimat ausgetrieben.
Du unser deutsches Memelland!
Wo sind wir nun geblieben?
Man treibt uns hin, man treibt uns her.
Wir haben keine Heimat mehr.

Du unser liebes Memelland
am Ostseestrand, dem lieben,
o strecke deine sanfte Hand
nach uns, hol uns nach drüben,
Breit' über uns die Schwingen aus
und hol uns allesamt nach Haus!“

* Goldene Hochzeit feierten am 28. Februar Martin Simoneit und Frau Else, geb. Bendicks, früher wohnhaft in Memel, Tilsiter Straße. Das Ehepaar Simoneit wohnt jetzt in (15b) Ziegenrück (Thür.), Hotel Eckstein.

Kirchliches Leben in der Heimat

Da die Nachrichten aus der Heimat nur sehr spärlich einlaufen und zahlreiche Briefe in beiden Richtungen verlorengehen, läßt sich kein klares Bild von den augenblicklichen Verhältnissen im Memelgebiet gewinnen. Aus mehreren Nachrichten zuverlässiger Quellen aber ergibt sich, daß das kirchliche Leben im Memelland erneut zu blühen beginnt. In den Kirchdörfern finden, wie einst, wieder Gottesdienste statt. Wo die Pfarrer fehlen, und das dürfte so gut wie überall der Fall sein, haben Lehrer oder Prediger das Amt der Seelsorge übernommen. Es wird vereinzelt auch wieder in deutscher Sprache gepredigt, wenn im allgemeinen das memelländische Litauisch auch vorherrscht. Wo sich keine geeignete Person für das Pfarramt fand, wirken Laienprediger, die Lesegottesdienste abhalten, die kirchlichen Handlungen verrichten und die Gemeinden betreuen. Zum großen Teil stehen die Gotteshäuser noch zur Verfügung. Wo sie fehlen, versammelt man sich in Privathäusern.

In Memel soll ein junger Prediger Bläsnor Gemeinschaftsstunden abhalten, die gut besucht sind. In Wannagen sorgt der frühere Lehrer Sprogies, der jetzt Pfarrer ist, für ein reges kirchliches Leben. Er besitzt einen guten Kirchenchor, der weit über sein Kirchspiel hinaus bekannt ist. Der Dirigent des Wannager Kirchenchores leitet zugleich auch den Prökulser Chor, der verwaist ist. Uns wird von einer sehr schönen Silvesterfeier in der Wannager Kirche berichtet, zu der außer dem Pfarrer zwei weitere Prediger erschienen waren. Die Jugend erfreute durch die Aufführung eines Werkes „Die zehn Jungfrauen“ in geheimer Form. Den Chor leitete an diesem Abend der junge Schlussas aus Stoneiten in Vertretung. Er entledigte sich seiner Aufgabe zu aller Zufriedenheit.

In Kinten wirkt ein alter Bauer als Laienprediger. Auch hier findet jeder Tote sein christliches Begräbnis. Die Sakramente werden ausgeteilt. Die Jugend erhält christliche Unterweisung. Es kommt jedoch oft vor, daß auf kirchliche Trauung verzichtet wird. Es genügt heute eine Registrierung bei der Polizei.

Grüße aus Kanada

„Die Zahl der Memelländer hier in Toronto (Canada) ist im dauernden Anwachsen begriffen.“ schreiben uns Herbert Peldszus, Kallnugen, und Gerhard Gailus, Girreningken, „allein an ehemaligen Schülern der Herderschule Heydekrug sind wir acht hier. Es gefällt uns allen hier sehr gut, und auf das amerikanische Tempo hat man sich auch schnell umgestellt. Wir lesen dich hier mit einer sehr großen Begeisterung und sind über jede neue Ausgabe von Herzen froh. Ganz besonders hat uns Dein neuer Kalender erfreut, der so manche Erinnerung wachgerufen hat, die uns im Laufe der Zeit schon ganz entschwunden war.“

Wir freuen uns über Briefe aus Übersee immer besonders und bitten unsere Leser im Ausland herzlich, uns öfter und ausführlicher etwas über ihre Lebensumstände mitzuteilen. Es soll sich jeder, so weit er auch in die Welt verschlagen ist, eingeschlossen fühlen in die große Dampboot-Familie, der alle heimatstreuen Memelländer angehören.

Die Unterlagen der Volksbank Heydekrug e.G.m.b.H. in Heydekrug, soweit sie gerettet werden konnten, befinden sich jetzt bei der Volksbank Stade e.G.m.b.H. in Stade, Große Schmiedestraße 9. Die Volksbank Stade hat sich bereit erklärt, auf Anfragen, soweit ihr dies möglich ist, Auskünfte zu erteilen.

Für ehemalige Versicherungsnehmer der nachstehend verzeichneten Anstalt wird die Möglichkeit bestehen, ihre Verträge im Bundesgebiet fortzusetzen bzw. Versicherungsleistungen zu erhalten: Öffentlich-rechtliche Lebensversicherungsanstalt Ostpreußen, (23) Oldenburg (Oldb), Markt 6.

Die Wanderausstellung „Deutsche Heimat im Osten“ kommt Mitte März für einen Monat nach Düsseldorf und wandert dann nach München.

Lieber Memeler Dampffboot!

Franz Salewski, Drogist, Hoikirchen a. D., Kreis Vilshofen, früher Memel, Friedrich-Wilhelm-Straße, schreibt: „Nachdem ich nun auch nach langen, harten Jahren bitterster Zwangsarbeit aus den Erzbergwerken des Urals zurückgekehrt bin, flatterst Du mir durch liebe Memeler Angehörige ins Haus. Es ist doch unbeschreiblich, daß Du, im schönsten biblischen Alter stehendes Blatt, so schöne Erinnerungen an unsere liebe Heimatstadt Memel wachruft und unser aller Paradies niemals untergehen läßt. Schon mein Großvater hat damals seine Brille geputzt und jede Zeile gelesen. Generationen haben Dich als ständigen Gast in guten und schlechten Tagen in unserem Haus gehabt... Nun sei Du recht herzlich gegrüßt und lasse Dich wieder bei mir sehen als lieber Gast in meinem Hause. Bringe wieder Sonnenschein, echten Memeler Sonnenschein hinein.“

Aus Berlin-Steglitz schreibt Frau Anna Kraft: „Ich möchte heute an Dich schreiben und Dir herzlich danken für die schönen Stunden, die ich durch Dich gefunden habe. Durch Dich ist mir die Heimat so nah geworden, und es tauchen immer wieder Erinnerungen auf, wenn ich bekannte liebe Namen aus der Heimat lese. Es erfreuen mich Deine Gedichte, Photographien und Berichte. Des Abends, wenn ich allein in meinem Kämmer-

lein sitze und Deine Geschichten lese, glaube ich, in der Heimat zu sein und zu träumen. Viele schwere Stunden konnte ich durch Dich besser überstehen, und Du warst mir ein Trost an manchen schweren Tagen. Ebenso hoffe ich, manch einen Bekannten, von dem ich schon lange nichts mehr hörte, durch Dich wiederzufinden, um die Verbindung mit der Heimat noch enger zu kröpfen. Ich freue mich immer, wenn Dich der Briefträger bringt, und ich kann Dein Kommen kaum erwarten, denn Du bist mir ein guter Kamerad geworden, den ich nicht mehr missen möchte.“

Frau Meiszles aus Wellingholzhausen 63 bei Osabrück, früher Memel, Mühlenstr. 33, schreibt uns: „Habe von meiner Schwester aus Bayern einen Brief erhalten, worin sie mir schreibt, sie hätte, das Memeler Dampffboot bestellt und erhalten, und gleich in der ersten Zeitung des neuen Jahres hätte sie die Suche nach unserem Cousin entdeckt... Somit bestelle ich auch das Memeler Dampffboot. Es ist wirklich eine Freude, Heimatliches heute zu lesen.“

Wir freuen uns, daß das MD wieder einmal einer Suchanzeige zum Erfolg verhalf. Weise auch Du Deine Bekannten auf die Möglichkeit hin, Angehörige durch das MD suchen zu lassen. Suchanzeigen in unserer Zeitung haben schon viele Bekannte und Verwandte zusammengeführt. Die Re-

Freudige Überraschung

„Ich habe schon verschiedenlich von Bekannten gehört, daß unser liebes Memeler Dampffboot noch erscheint, und meine Frau und ich waren um so freudiger überrascht, als es zu unserem Festtage auch bei uns erschien und uns sogar erwähnte“, schreibt unser Landsmann R. aus der Ostzone. „Nicht verabsäumen möchten wir, mitzuteilen, daß wir auf Grund der kurzen Mitteilung im Blättchen von vielen bekannten Memelländern, auch von denen wir nicht wußten, ob und wo sie noch leben, Glückwünsche und Grüße erhielten...“

Aus der Ostzone wird häufig geklagt, daß MD-Nummern verloren gehen. „Wie soll denn mal die gewollte Einheit zustande kommen, wenn das Verbindende zur Trennung benutzt wird“, fragt einer unserer Lesers aus der Mark. „Wir sind sehr betrübt, wenn das MD am Eisernen Vorhang stranden muß. Aus den Augen kann es uns zeitlich genommen werden, aus dem Gedächtnis aber nie!“

Durch Zufall

So beginnen Briefe und Postkarten, die uns immer wieder erreichen: „Durch Zufall habe ich von dem Wiedererscheinen des Memeler Dampffbootes erfahren...“

Seit 1948 haben die Memelländer schon wieder ihre altgewohnte Heimatzeitung, und 1951 gibt es noch Heimatfreunde, die nichts davon wissen. Das muß anders werden! Bedenken Sie, wieviel Freude Ihnen zweimal im Monat mit dem alten MD ins Haus flattert! Lassen Sie andere an dieser Freude teilhaben! Wir bitten die Leiter der Memelländer-Gruppen, immer wieder auf das Dampffboot hinzuweisen. Wir bitten jeden unserer Bezieher, in seinen Privatbriefen an Bekannte und Verwandte hinzuzufügen: Du kannst das Memeler Dampffboot bei jedem Postamt und jedem Landzusteller bestellen! Jeder Memelländer soll erfahren, daß es ein Band gibt, das uns alle umschlingt und auch heute eng an die Heimat bindet: das hundertjährige Memeler Dampffboot!

Nach Sibirien verschleppt...

wurde nicht, wie wir irrtümlich berichteten, die ganze Familie Pukis aus Schmilgien, sondern nur deren Sohn Hans. Die Familie wurde enteignet und lebt nun in Memel.

Perwelker Könige der Lüfte

Wo sind sie, die Treuen, die trotz aller Widerstände niemals von dem grossen Ziel „Fliegen“ gelassen haben? Die Einen sind zerstreut und verweht in alle Winde, die Anderen deckt kühler Regen.

Wir aber, die wir leben und nicht loskommen von der Fliegerei, wollen uns noch einmal unser Mühen und Plagen um den schönsten Sport in unser Gedächtnis zurückrufen.

Wißt ihr noch, ihr alten Kameraden? Es waren zunächst wenige, die sich am 10. Mai 1931 zu einer Fliegergemeinschaft zusammenschlossen. Otto Severin stiftete das Holz für unseren ersten Neubau, einen Stahmer-Lippisch-Zögling, und am 5. September desselben Jahres flog unser erster Vogel. Er war in einem ausgedienten Pferdestall ohne Hobelbank erstanden.

Schon der dritte Start brachte einen herrlichen Bruch. Wochenlanges Reparieren, ein paar neue Starts, Bruch usw. — Nur zähes, eisernes Wollen konnte unter solchen Umständen unser Häuflein zusammenhalten. Nach einem großspurig angelegten „Flugtag“ auf dem Flugplatz, der eine ganze Menge Geld einbrachte, legten wir unseren Leistungs-Segler auf. Schon am 7. Juni 1932 flog auch die „Heimat“, das Grunau-Baby I. Niemand von uns hatte irgend eine Prüfung, und trotzdem wurde eisern geflogen.

In Perwelk hatten wir inzwischen Schulgelände gefunden. Eine alte Waldarbeiterbaracke wurde ausgebaut und als Unterkunft für unsere Maschine und für uns hergerichtet. An jedem Sonnabend, vom frühesten Frühling bis zum spätesten Herbst, radelte unsere kleine Gemeinde 35 km nach Perwelk. Dort wurde gemeinschaftlich ein gutes Abendessen gekocht, und nach dem Essen ging es ins „Bett“ (Stroh-Schütte auf blankem Fußboden). Sonntags, in aller Herrgottsfrühe hieß es dann: „Aufsteh'n!“ Ein kurzes Bad im Haß, Frühstück — und hoch ging es zum Hang!

Bis 6 Uhr abends wurde geflogen. Nur wer es mitgemacht hat, kann ermessen was es bedeutete, nach solch einem harten Tag wieder nach Hause zu radeln. Eine kurze Pause in Schwarzort ließ alle Quälerei des Tages vergessen.

Wie stolz waren wir, als wir unser Motor-Boot vom Landesdirektorium kaufen konnten. Wie wurde es gehegt und gepflegt! — Hört ihr noch das beruhigende, gleichmäßige Arbeiten des Motors und das nicht wiederzugebende Plätschern unseres Haffes an der Bordwand? Mit unserer großen Sehnsucht im Herzen glitten wir unter dem abendlichen Himmel unserem Ziel entgegen. Wie oft aber war es rabenfinster, wenn wir gemeinsam vor Perwelk die Einfahrt zum Hafen ausmachten. Auch manche Sturmfahrt hat unser „Falke“ miterlebt.

UNSER HEIMATGEDICHT

Du weinst?

*Nicht schlaff, auch nicht gebläht voll Schwung,
Bewegte Schwermut, zogen einst
Die Segel durch die Niederung.*

Du weinst?

*Der Boydak der Erinnerung
Verholt bei Ruß an Land wie einst
In abendlicher Dämmerung.*

Du weinst?

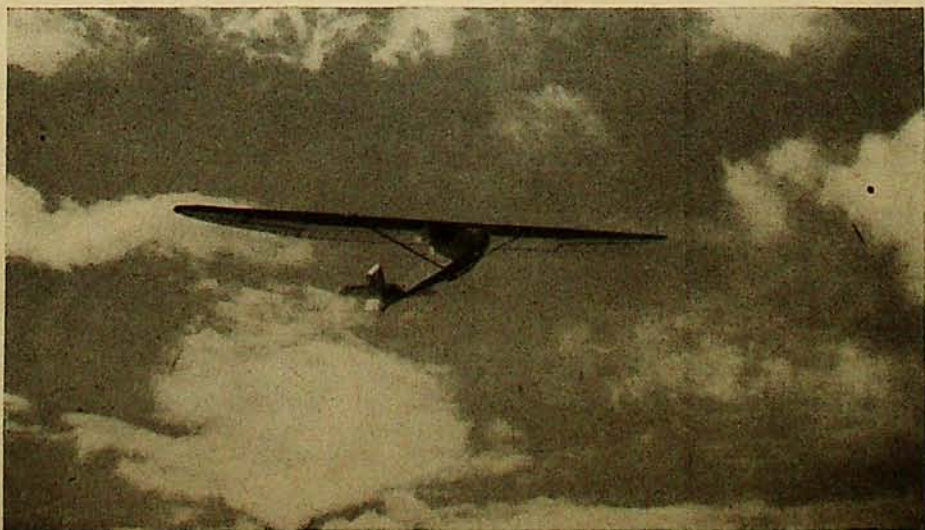
*Die Mütze schwenkt der Fischerjung —
ein Hauch von Tang und Teer wie einst.
Das Herz macht einen Freudensprung.*

Du weinst?

EBERHARD STRECKER

Ja, es war eine köstliche Zeit. Jeder Start war ein Erlebnis. Jedes Abheben vom Boden bedeutete für uns ein Aufschwingen in eine andere, freiere Welt. Jeder längere Flug machte uns zu kleinen Königen über all das, was unter uns lebte und webte.

Gewiß, einige von uns sind alt geworden. Aber niemals werden und wollen wir unser Fliegen in unserer Heimat vergessen. Alfred Kubillus



Im blauen Frühlingshimmel über der Kurischen Nehrung

Auch hier wird der estliche Raum mit den üblichen Meldungen gefüllt. Die Memeler Arbeiter bei der Eisenbahn haben ihr Plansoll mit 110 Prozent überboten und die Norm der Schienenüberprüfung auf 7,5 km je Stunde heraufgeschraubt... Da wollen natürlich die Hafenarbeiter nicht zurückstehen. Sie haben den Dampfer „Krim“ in 37,5 Stunden beladen und sich damit selbst um 200 bis 250 Prozent übertroffen. Und die Fischer-Artelle von Schwentoji „Schuwedra“ und „Audra“ fingen 102 bzw. 107 Prozent statt nur 100 Prozent, wobei wir als sicher annehmen, daß es ihnen lieber gewesen wäre, wenn sie statt der Prozente Dorsche in ihren Netzen gehabt hätten...

Kein Anzeigenteil

Was uns auf den ersten Blick auffiel: Ein Anzeigenteil fehlt ganz. In einem Musterstaat östlicher Prägung hat kein Geschäftsmann mehr etwas anzupreisen. Kein Mensch ist es mehr wert, mit einer Todesanzeige bedacht zu werden. Keiner bietet ein Motorrad oder Auto zum Kauf an. Zwei einsame Kleinanzeigen stammen von der Redaktion selbst. Die Zeitung sucht einen Hauptbuchhalter, und dann braucht sie noch einen russisch-litauischen Uebersetzer. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß aus der Simon-Dach-Straße die Straße der Roten Armee geworden ist.

Die letzte Seite bringt **Außenpolitik**. Die Meldungen stammen aus Peking, Sofia, Nord-Korea und Tirana (Albanien). Eine einzige achtzeilige Meldung der TASS stammt aus Westeuropa: „Streik in einer britischen Rüstungsfabrik“. Auf diese Weise wohlinformiert über die Weltpolitik kann sich der Memeler von heute an den Unterhaltungsteil machen! Ein Iwan Skala singt ein Loblied auf den russisch-tschechischen Friedenspakt. — Arme Sowjetbürger!

xxx

Nachrichten aus der Heimat. Wohin wir auch gehen — überall sind wir Fremde, und die Sehnsucht plagt uns hier mehr als anderswo, die Sehnsucht nach der Heimat. Die Kirche, in der deutsch gesprochen wird, ist das einzige Band, das uns bindet. Nach dem Gottesdienst stehen wir an der Tür und sprechen über die Erlebnisse in der Heimat. Wir wollen hier einen Saal mieten und einen Memeler Club gründen. Wir sind hier ungefähr zwanzig Memelländer.

Wir können in Australien nicht klagen, nur daß wir unter der Sehnsucht nach dem Memelland leiden. Ich arbeite bei der Eisenbahn und verdiene in 14 Tagen 26 Pfund (1 Pfund sind 7.80 DM. Die Red.) bei 40 Arbeitsstunden in der Woche. Es werden hier nur fünf Tage gearbeitet. In einem Gasthaus kann eine Person mit dreieinhalb Pfund für Kost und Wohnung je Woche auskommen. Ein Anzug kostet 15 bis 30 Pfund. Ueberall trifft man Memelländer, sogar im Busch, wo selten Menschen hinkommen. So sind wir zerstreut in alle Himmelsrichtungen, aber wir hoffen, daß der Tag kommt, an dem uns die Heimat Erde sammeln wird.

Gutes Leben in Kanada

Es geht uns hier in Canada sehr gut, schreiben uns Fritz und Erna Krepsteki aus Millet. Das Klima ist wie in Ostpreußen. Wir sind in eine Gegend gekommen, wo fast alle Deutsch können. Ein kleiner Farmer mit 150 bis 300 Acker ist hier so großartig eingerichtet wie ein Rittergutsbesitzer bei uns. Von draußen sehen die Häuser zwar nicht so wundervoll aus, aber die Inneneinrichtung ist aufs feinste, und alle sind so warm. Die Frauen gehen auch im strengsten Winter in ganz leichten Seidenkleidern, denn die Häuser werden fast alle vom Keller geheizt, entweder mit Gas, Oel oder elektrisch. Parkett-

Planmäßige Politik der Exil-Litauer

(Fortsetzung von Seite 1)

ischen Grenzen so darzustellen, wie sie vor den verschiedenen Annexionen bestanden haben. Sie würden darum ein Territorium von 99 350 Quadratkilometern umfassen (Memel, Wilna und Gudija einschließlich). Diese Grenzen sollten auch von der litauischen Presse und den litauischen Schulen auf das Nachdrücklichste vertreten werden.

Zwar kann der erwähnte Rat der USA-Litauer, wie auch die litauische Allgemeinheit noch nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß auf einer zukünftigen Friedenskonferenz die mit den Nachbarländern getroffenen Vereinbarungen unverändert bestehen bleiben. Während wir aber nur kleinere Korrekturen unserer Grenzen erstreben, könnten einige Nachbarn deren größere wollen. Im Potsdamer Abkommen ist nicht einmal erwähnt, das Kleinlitauen (Verfasser versteht darunter das ehemalige Ostpreußen) mit Großlitauen vereinigt werden muß. Aber auch Memel, 1919 von Deutschland abgetrennt, ist noch nicht allzulange Bestandteil Litauens. Die Grenzen können sich ändern, es müssen aber nicht wir selber sein, die schon jetzt Litauen für die

Nachbarn parzellieren und verkleinern.

Nach ungefähren Schätzungen besitzt das jetzige Sowjet-Litauen 2 500 000 Einwohner. Ein Teil der ehemals dort wohnenden Bevölkerung ist der von den Russen durchgeführten Volksausrottung (Genocid) zum Opfer gefallen. Bis Mitte 1951 sollen es allein aus Sowjet-Litauen 800 000 Menschen gewesen sein.

Erschreckender noch werden diese Zahlen, wenn man sie im Zusammenhang des ethnographischen Litauens (Unabhängiges Litauen, Ostpreußen-Kleinlitauen und Gudija-Wilnagebiet) betrachtet. Dieses Territorium besaß vor dem Russeneinfall 5 100 000 Einwohner. Unter Berücksichtigung des natürlichen Bevölkerungszuwachses durch Geburtenüberschuß müßten es heute 5 700 000 sein. Die tatsächliche Bewohnerzahl ist aber mit 3 200 000 eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. So kann der durch das russische Genocid verursachte Verlust an völkischer Substanz mit rund 2 500 000 Menschen beziffert werden."

(Eine Arbeit über Sowjet-Litauen folgt demnächst).

Neue Hetzpropaganda gegen Ausreise

Die Wilnaer Zeitung „Tiesa“ druckt Briefe aus westdeutschen Lagern ab

Wir hatten schon wiederholt über die sowjetische Propaganda berichtet, mit der die Ausreisebewegung unter den in der Heimat zurückgehaltenen Memelländern gebremst werden sollte. Diese Tränendrüsen-Kampagne nach dem Motto „O wie schön ist es in der Sowjetheimat“ hatte keinen Erfolg, denn unberührt drängten sich die deutschen des Memellandes weiterhin vor den Milizbüros, um ihre Ausreise in die Bundesrepublik durchzusetzen.

Nummehr hat die sowjetlitauische Zeitung „Tiesa“ in ihrer Ausgabe vom 31. August einen neuen Angriff auf den Ausreisewillen der Memelländer begonnen. Wie schon in den früheren Veröffentlichungen dieser Art dienen Briefe ausgereister Memelländer, die in die Heimat geschrieben haben, als Grundlage der Aktion. Anhand dieser Briefe wird bewiesen, wie „schrecklich“ das Leben in der Bundesrepublik ist. Im gleichen Atemzuge werden die „herrlichen“ Verhältnisse in der Heimat herausgestellt.

Folgende Briefschreiber und -schreiberinnen werden namentlich erwähnt: Brigitte Stagarait, Lydia Drusdeit, Ruta Lilischkies, Erich Spag. Wir bitten die genannten Personen, sich bei uns zu melden, damit wir die Richtigkeit der Briefauszüge überprüfen können. Wir bitten auch Landsleute, welche die Schreiberinnen kennen, um Mithilfe bei der Aufklärung dieser „Fälle“. Bekanntlich haben wir schon wiederholt nachweisen können, daß die Berichte der „Tiesa“, mit denen die Ausreisewilligen abgeschreckt werden sollen, pure Erfindungen waren.

Brigitte Stagarait, die früher auf der Kolchosa „Sowjet-Licht“ arbeitete, schreibt aus dem Lager u. a.: „Oft sitze ich hier am Radio und höre Musik vom Moskauer Sender. Wenn ich eine bekannte Melodie höre, denke ich immer, ich wäre mitten unter euch in Litauen. Ich schreibe an euch, damit ihr wißt, daß in der Ferne ein Mädchen sitzt, das über euch nachdenkt.“

Der Brief enthält nichts Böses. Er stammt von einem Mädchen, das unter dem Zwang der Verhältnisse unter Litauern und Russen aufwuchs und sich nun in der neuen Umgebung verlassen vorkommt. Eins kann man aus ihm entnehmen. Brigitte hat im Lager einen Rundfunkempfänger, und niemand hindert sie daran, mitten in Westdeutschland einen russischen Sender zu hören und davor Heimwehtränen zu vergießen. Wenn sie gewußt hätte, daß ihr Brief von der Zensur geöffnet und statt den Empfängern der „Tiesa“ übergeben wird, hätte sie gewiß etwas darüber geschrieben, wie man in Sowjet-Litauen behandelt wird, wenn man in einem „Kulturhaus“ das Radio auf einen westdeutschen Sender mit Tanzmusik einstellt und wie anders man in der freien Welt in solchen Dingen ist.

Lydia Drusdeit aus Lapallen schickte folgenden Brief über die westdeutschen Arbeitsverhältnisse in die Heimat: „Ich arbeite in einer Bonbonfabrik. Hier werden die Arbeitskräfte bis zum letzten Blutstropfen ausgepreßt. Wenn wir so auf unserem Staatsgut gearbeitet hätten, hätten wir drei Normen herausgeholt. Während acht Stunden darf man sich in der Fabrik weder hinsetzen noch ausruhen. Ich muß wie ein Verbrecher arbeiten.“

In einem anderen Brief schreibt Lydia u. a.: „Ich kann mich mit der neuen Heimat noch gar nicht anfreunden. Man weiß nicht, wohin man gehen, wo man bleiben soll. Ich schreibe euch ehrlich, daß ich am liebsten zu Fuß nach Hause ginge und auch gehen werde. Ehrenwort — ich werde gehen.“

Welch ein Schlendrian auf den sowjetischen Kolchosen und Sowchosen

herrscht, darüber haben wir schon oft genug berichten können. Es ist verständlich, daß Lydia der harte Arbeitsrhythmus ungewohnt ist. Erst langsam wird sie begreifen, daß der Wiederaufbau Deutschlands nur durch Fleiß und Ausdauer zustande kam. Überall werden heute Arbeitskräfte gebraucht. Man läßt sie gut verdienen, aber man verlangt auch viel von ihnen. Und die sozialen Leistungen unserer Betriebe können sich sehen lassen: billiges Kantineessen, geregelte Freizeit, Recht auf Urlaub usw. Wenn Lydia sich ausgenutzt fühlt, wenn sie sich nach der litauischen Wirtschaft auf der Sowchosa in Lapallen sehnt, wenn sie zu Fuß nach Hause gehen möchte — auch darin ist der freie Westen anders. Hier macht ihr niemand Schwierigkeiten mit fehlenden Papieren. Sie kann sich von dem in der Bonbonfabrik ersparten Geld zu jedem beliebigen Zeitpunkt eine Fahrkarte nach Ost-Berlin kaufen und sich von dort in die Heimat schicken lassen. Sie braucht nicht einmal zu Fuß zu gehen.“

Ruta Lilischkies aus Sakuten stellt ihrem Brief ein Gedicht voran:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
und wenn ich Flügel hätt',
flög' ich nach Haus...“

Dann fährt sie fort: „Jetzt werden aus unserem Lager schon Menschen nach Holland geschickt. Ich werde dort nicht hinfahren. Mutter und Schwester fahren, und ich werde in die Heimat

zurückkehren. Ich werde nicht in eine fremde Welt gehen. Ich werde mir aus Bonn Dokumente besorgen und in das Demokratische Deutschland fahren. Ich würde auf allen Vieren kommen, wenn man mich nur ließe...“

Auch dieser Ruta können wir nur sagen: Keine Sorge! Man wird dich lassen. Du brauchst dich nicht einmal in Bonn um Reisedokumente zu bemühen. Der Grenzübergang von der Bundesrepublik in die Sowjetzone unterliegt keinen Sperren. Nur in umgekehrter Richtung verhindern Volkspolizisten die sogenannte „Republikflucht“. Niemand hat von Ruta verlangt, daß sie Sowjet-Litauen verlassen sollte. Niemand wird sie hindern, dorthin zu gehen, wohin sie ihr Herz zieht. Hatte sie geglaubt, im Westen ohne Arbeit reich zu werden? Alle Flüchtlinge haben in den letzten fünfzehn Jahren in Westdeutschland schwer arbeiten müssen. Aber sie haben es auch zu etwas gebracht. Man achtet sie um ihres Fleißes willen. Wer wird Ruta achten, die Mutter und Schwester in Stich läßt, weil es ihr nicht paßt, die Arbeitsstelle, die ihr geboten wird, anzunehmen?

Erich Spag, vielleicht ein Litauendeutscher, da sich seine Mutter in Schweschny befindet, schreibt nach Hause: „Mama, ich bin schon in Ost-Berlin. Auf dieser Ostseite des Brandenburger Tores beginnt für mich die freie Welt, und auf der Westseite des Tores liegen die alten Sorgen hinter mir. Dort ist die Welt der Millionäre und Gangster, wo man bis an sein Lebensende ausgepowert wird. Alles Gute. Auf baldiges Wiedersehen. Dein Sohn Erich.“

Auch aus diesem Brief spricht die Arbeitsscheu, die sich in Gehässigkeiten Luft macht. Wem in Ost-Berlin die freie Welt beginnt, wer im Westen nur Gangster sah, dem weinen wir keine Träne nach.

Erich ist den Weg gegangen, den er gehen mußte: Der Vogel, der im Käfig aufwuchs, hat es verlernt, die Schwingen zu rühren. Er sehnt sich nach dem Käfig zurück. Ob wir ihm nicht doch eine Träne nachweinen sollen? Kann er etwas dafür, daß das System, unter dem er aufwuchs, ihn so verdarb?
ri.

20 Jahre Sowjet-Litauen — nach Paleckis

In der von der Presseabteilung der Botschaft der UdSSR in Bonn herausgegebenen Zeitschrift „Die Sowjetunion heute“ finden wir einen Artikel von Justas Paleckis, dem Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der Litauischen SSR unter dem Titel „Zwanzig Jahre Sowjetlitauen“. Von dem Tag, an dem Litauen gegen den Willen seiner Bevölkerung von der Roten Armee besetzt wurde, sagt der litauische Kommunist, seit diesem Datum eigentlich erst sei das litauische Volk zum ersten Male in seiner Jahrhunderte zählenden Geschichte Herr seines eigenen Geschicks geworden. Durch eine einfache Umkehrung der Tatsachen wird aus dem Tag der Knechtschaft ein Tag der Freiheit. Der Verlust der Selbständigkeit macht zum Herrn des eigenen Geschicks.

Weiter stellt Paleckis mit seiner entwaffnenden Art der Argumentation fest, daß die faschistische Besetzung im

Kriege (gemeint sind die deutschen Truppen) das litauische Volk in tödliche Gefahr brachte. Nur die ruhmreiche Sowjetarmee habe es vor einer nationalen Tragödie retten können.

Uns Memelländer interessiert an den Auslassungen des litauischen Oberkommunisten nur zweierlei: Erstens will er uns glauben machen, der augenblickliche Schiffbau in Memel sei eine sowjetlitauische Erfindung, indem er behauptet, daß vor zwanzig Jahren hier noch niemand an den Bau von Hochseeschiffen glaubte. Er vergißt oder hat es noch nie gehört, daß schon auf der Werft der Memeler Schiffszimmerergewerkschaft und später auch bei Lindenau Hochseeschiffe vom Stapel liefen. Zweitens zählt er die Städte auf, die in den nächsten Jahre neue Werke erhalten werden — Memel ist nicht darunter. Nur an einer Stelle wird erwähnt, daß die fischverarbeitende Industrie vergrößert werden solle.

Nach Australien zu unseren Kindern

1950, als es in Deutschland noch nicht zum besten bestellt war und niemand das kommende Wirtschaftswunder voraussehen konnte, war unser Sohn nach sehr gut bestandener Elektrolehre auf der Suche nach Arbeit. Er meinte sie gefunden zu haben, als er Werbern einer englischen Firma, der „Snowy Mountains“ begegnete, die im Südosten Australiens riesige Projekte mit einer Laufzeit von 20 Jahren bauen wollte. Das Wasser der großen Flüsse in Neusüdwalles: Murrumbidgee, Tumut, Eucumbene, Murray und Snowy sollte für Kraft- und Wasserprojekte nutzbar gemacht werden. Dazu war der Bau von Staudämmen und Kraftwerken nötig, Bauten, die ein Heer von Arbeitskräften verlangten. Sie wurden in aller Herren Länder gefunden, und eine buntgemischte Völkerschar: Engländer, Franzosen, Deutsche, Skandinavier, aber auch viele Osteuropäer, fuhren anfangs 1951 mit eigens dafür gecharterten Schiffen nach Australien. Die Überfahrt bezahlte die Firma, für Unterkunft war in einem großen Camp in aus Holz erbauten Häusern gesorgt. Die Arbeit war nicht leicht, aber interessant und wurde sehr gut bezahlt. Ein Jahr später fuhr unsere Schwiegertochter nach. Aus vielen Briefen hörten wir von ihrem Ergehen. Ein Sohn wurde geboren, dann eine Tochter, und damit war die Familie vollzählig. So gingen viele Jahre ins Land. —

Ofter einmal hatten wir mit dem Gedanken geliebäugelt, unsere Kinder zu besuchen, aber auch ihre Welt und Land und Leute kennenzulernen, verwarfen ihn jedoch wieder, denn eine solche Reise bringt zwei Probleme mit sich: ein finanzielles und ein zeitliches. Fragen tauchten auf, z. B. über die Länge der Reise — die reine Flugzeit beträgt 26 Stunden —, über den besten Zeitpunkt, es ist in jedem Falle eine Umstellung auf eine veränderte Jahreszeit: fliegen wir hier im November ab, kommen wir dort im Hochsommer an.

Auf Anfrage erfuhren wir bei der Lufthansa, daß im Winterhalbjahr verbilligte Flugreisen nach Australien stattfinden, und das gab dann den Ausschlag dafür, noch im November zu fliegen. Nun mußte alles sehr schnell gehen. Wir beantragten die Einreisegenehmigung beim australischen Konsulat in Hamburg, erledigten die notwendige Pockenschutzimpfung und buchten dann unseren Hinflug für den 11. 11. ab Hannover nach Canberra, wobei die Fluggesellschaft eine Aufenthaltsdauer von 6 Wochen zur Bedingung machte. Vieles war bis dahin zu überlegen und zu tun.

10 000 m über Persien

Dann kam unser Reisetag. Wir starteten gegen Abend nur mit Handgepäck — die Koffer gingen durch bis Canberra — und waren in einer halben Stunde in Frankfurt mit seinem riesigen Flughafen, mit endlosen Gängen, über die man aber sehr schnell auf Rollbahnen gelangt.

Nach der Gepäckkontrolle ging es in das eigentliche Reiseflugzeug, eine Boeing 707 mit 150 Sitzplätzen, die um 21.30 Uhr startete. Während wir Österreich, Jugoslawien, Bulgarien und die Türkei in der Nacht schlafenderweise überflogen, sahen

wir Persien am Tag. Mit einer Stundengeschwindigkeit von 900 km fliegt das Flugzeug in einer Höhe von 10 000 m über den Wolken. Wir freuten uns über unsern Fensterplatz, von dem aus wir alles so gut sehen konnten: Dörfer, Städte, Straßen und Wasser. Von Teheran bis nach Karatschi sahen wir unter uns

Angeregt durch den Florida-Bericht unseres Mitarbeiters Hans Karallus, überließ uns Frieda Lenkeit ihre Aufzeichnungen über einen Flug nach Australien. Sie besuchte mit ihrem Mann im vorigen November die Familie ihres vor 23 Jahren ausgewanderten Sohnes. Peter Lenkeit hatte vor der Abfahrt nach Sidney eine Memelerin geheiratet: Inge Ziesemann. Erstmals konnten nun Lenkeits, jetzt in 3257 Springs, Kurzer Ging 78 wohnhaft, in Australien ihre beiden Enkelkinder Friedmar und Sabine in die Arme schließen. Was sie alles im fünften Kontinent sahen und erlebten, schildert Frau Lenkeits farbiger Bericht. Vielleicht macht er anderen Memelländern Lust, auch von ihren Reisen dem MD-Lesern zu erzählen!

eine Gebirgslandschaft aus brauner Erde, keinen Baum, keinen Strauch.

Nach sieben Stunden Flug hatten wir in Karatschi eine Stunde Aufenthalt, während der die Maschine aufgetankt und die Besatzung gewechselt wurde. Nun ging es in weiteren sieben Stunden quer über Indien und den Golf von Bengalen nach Bangkok, unserer ersten Station. Wir durften aussteigen und kamen — aus Sicherheitsgründen gezählt wie die Schafe — in die Flughalle mit Restaurants und Läden, sahen braunhäutige, hübsche Menschen mit mandelförmigen oder ein bißchen geschlitzten Augen, entdeckten wunderschöne holzgeschnitzte Figuren, viel Schmuck, Kleider, Stoffe usw. Nach einer Stunde Aufenthalt folgte ein neuer Abschnitt, den Golf von Thailand entlang und nur zum Schluß ein Stück über Land nach Singapur, das wir in vier Stunden erreichten.

Um sechs Stunden hatten wir unsere Uhren inzwischen vorgestellt. Es war dunkel geworden, und wir richteten uns auf einen langen Nachtflug ein. Nach einer guten Stunde starteten wir erneut, nun durch die Straße von Java zum australischen Kontinent und dann quer über das Land nach Sydney. In dieser Nacht sahen wir einen dunklen Himmel mit sehr hellen Sternen über und neben uns, zum Greifen nahe.

Am Morgen erlebten wir einen Sonnenaufgang, wir sahen ihn in dieser Schönheit noch nicht gesehen hatten. Der Horizont grau, dann leuchtend rot, bis ins zarteste Rosa übergehend, darauf gold und gelb, von kräftig bis zart, in ein Hellblau tauchend, das immer dunkler bis tiefblau am hohen Himmel wurde.

So schön das alles war, was wir vom Fenster aus sehen konnten, so phantastisch war der Service der Lufthansa.

Im Weiterflug sahen wir von Australien nur braune Erde und weiter nach Osten die ersten Buschbrände. Nach über sieben Stunden Flug landeten wir in Sydney. Abermals stellten wir unsere Uhren um vier Stunden vor — Australien hatte Sommerzeit — und gingen ein bißchen müde, aber glücklich von Bord. Hier holte uns unser Sohn ab, den wir nach über 20 Jahren wiedersahen. Zusammen flogen wir weiter nach Canberra, und von da aus fuhren wir noch fast zwei Stunden mit dem Wagen nach Cooma in Neusüdwalles. Schon auf dieser Fahrt bekamen wir einen Eindruck von dem Land, in dem wir einige Wochen Gast sein wollten.

Bäume und Blumen

Im November ist in Australien schon Sommer mit Temperaturen von 30 Grad Celsius. Der Himmel ist von tiefer Bläue, die Sonne scheint mittags fast senkrecht vom nördlichen Himmel herab. Kleinere Wolken kommen angesegelt, und während wir noch hinschauen, verschwinden sie, werden von der warmen Luft aufgesogen. Wir fahren auf gut ausgebauten Straßen durch hügeliges Grasland. Das Gras ist niedrig, braune Erde scheint durch, und wir wundern uns, daß die in den weiten Tälern grasenden Schafe (sie sind kurz vorher geschoren worden und führen kleine Lämmer; vereinzelt grasen auch Kühe) überhaupt etwas zu fressen finden. Zwischendurch stehen hohe dicke Grasbüschel, deren Gras so hart ist, daß weder Schafe noch Kühe es fressen können. Es ist ihm, wie die Farmer sagen, nur mit Güte zu begegnen, ausrotten kann man es nicht. Aus diesen Grasbüscheln entwickelt sich der Grasbaum, der unendlich langsam wächst und 1000 Jahre alt werden kann.

Ab und zu stehen auf kleineren Hügeln Farmerhäuschen, umgeben von australischen Tannen, die fast wie unsere Lebensbäume aussehen. Auf feuchterem Boden, an zum Teil ausgetrockneten Bächen, wachsen Trauerweiden, die in einer bestimmten Höhe, soweit die Schafe eben reichen, glatt und sauberlich abgefressen sind. Ganz selten liegt dazwischen ein Stück grünes Ackerland mit Viehfutter, das aber bei der herrschenden Trockenheit dauernd mit Wasser berieselt werden muß.

Weiter fahren wir an riesigen Eukalyptuswäldern entlang. Es gibt Hunderte von Arten mit lila, roten und rosa Blüten. Von Zeit zu Zeit werfen die Bäume ihre Rinde ab, die Blätter behalten sie. Ebenso viele Arten von Strohblumen, in leuchtenden Farben, aber ohne Duft, wachsen hier wild, und dann Mimosen, felderweit, deren Duft die Luft erfüllt. Die Mimose wurde zur Nationalblume des Kontinents erkoren und schmückt Münzen und Briefmarken. Jeder der acht Bundesstaaten hat eine Pflanze zu seinem Emblem gemacht. Neusüdwalles wählte die majestätische Watarah, bei der jede Blume bis zu 50 faustgroße karminrote Blütenköpfe trägt.

Dann kommen wir nach Cooma, einem Städtchen von 7000 Einwohnern, im Tal gelegen. In der Blütezeit der „Snowy Mountains“ waren es über 15 000. Cooma

Lentelė nr. 1. Kuršių nerijos gyventojų struktūra. I.

	Šeimų skaičius	Gyventojų skaičius	Vyrai	Moterys
Nida	168	583	290	293
Preila	49	190	97	93
Pervalka	29	98	50	48
Juodkrantė	147	541	259	282
Viso	393	1412	696	716

Lentelė nr. 2. Kuršių nerijos gyventojų struktūra. II.

	Gyvena senbuvų	Atvyko ir liko gyventi	Gimė vaikų atvykusiųjų šeimose	Viso yra atvykusiųjų	Viso gyvena
Nida	108	416	59	475	583 41%
Preila	36	127	27	154	190 13%
Pervalka	45	46	7	53	98 7%
Juodkrantė	30	447	64	511	541 39%
Viso	219 16%	1036	157	1193 84%	1412 100%

Lentelė nr. 3. Naujų gyventojų atvykimo raida

Metai	1945	1946	1947	1948	1949	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	Viso
Nida	13	38	17	1	3	14	25	112	36	48	62	47	416
Preila	4	3	9	--	--	--	22	35	13	24	8	9	127
Pervalka	--	--	--	--	--	--	1	21	1	9	6	8	46
Juodkrantė	--	32	9	2	4	--	19	141	85	60	64	31	447
Viso	17	73	35	3	7	14	67	309	135	141	140	95	1036

Lentelė nr. 4. Visų gyventojų pasiskirstymas pagal amžių ir lytį. I.

	Lytis	iki 7m. imtinais	8-16	17-20	21-30	31-40	41-50	51-56	virš 56	viso
Nida	V	61	46	26	48	35	35	15	24	290
	M	43	50	22	69	40	28	11	30	293
Preila	V	20	19	4	25	13	7	4	5	97
	M	15	12	6	22	14	8	5	11	93
Pervalka	V	8	9	2	13	4	4	2	8	50
	M	5	6	3	13	7	4	4	6	48
Juodkrantė	V	52	49	20	47	39	24	10	18	259
	M	44	54	17	69	40	33	10	15	282
Viso	V	141	123	52	133	91	70	31	55	696
	M	107	122	48	173	101	73	30	62	716
$\Sigma\Sigma$		248 17%	245 17%	100 7%	306 22%	192 13%	143 10%	61 4%	117 8%	1412 100%

Lentelė nr. 5. Visų gyventojų pasiskirstymas pagal amžių ir lytį. II.

	Lytis	ik 16 m. imtinai	17-40	41-56	virš 56 (gimę XIX a.)	Viso
Nida	V	107	109	50	24	290
	M	93	131	39	30	293
Preila	V	39	42	11	5	97
	M	27	42	13	11	93
Pervalka	V	17	19	6	8	50
	M	11	23	8	6	48
Juodkrantė	V	101	106	34	18	259
	M	98	126	43	15	282
Viso	V	264	276	101	55	696
	M	229	322	103	62	716
ΣΣ		493 35%	598 42%	204 14%	117 8%	1412 100%

Lentelė nr. 6. Visų suaugusių gyventojų išsimokslinimas (%)

		iki 4 klasių		4 - 5 kl.		6 - 8 kl.		vid., spec. vid.		aukštasis		viso yra suaugusiųjų	
		atvykę	senbuviai	atvykę	senbuviai	atvykę	senbuviai	atvykę	senbuviai	atvykę	senbuviai	atvykę	senbuviai
Nida.	V	14	6	39	24	33	64	10	6	3	--	151	33
	M	35	7	35	34	18	57	11	--	1	2	158	44
	Σ	25	6	37	30	25	60	10	2	2	1	309	77
Preila	V	23	--	48	20	21	80	5	--	--	--	48	10
	M	13	--	40	14	27	86	13	--	--	--	52	14
	Σ	21	--	44	17	24	83	11	--	--	--	100	24
Pervalka	V	19	--	62	6	12	94	6	--	--	--	16	17
	M	15	6	69	12	15	81	--	--	--	--	13	16
	Σ	17	3	65	9	14	88	3	--	--	--	29	33
Juodkrantė	V	46	--	63	4	27	8	5	--	--	--	142	13
	M	69	--	71	3	26	6	9	1	--	--	176	10
	Σ	115	--	134	7	53	14	14	1	--	--	318	23

Lentelė nr. 7. Gimimų dinamika

Metai	1945	1946	1947	1948	1949	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	Viso
Nida	--	--	4 (1)	5 (1)	3 (1)	8 (4)	11 (5)	8 (2)	8 (2)	14 (1)	9 (2)	8 (-)	78 (19)
Preila	--	--	1 (1)	2 (0)	1 (-)	2 (-)	1 (-)	1 (1)	4 (-)	5 (2)	9 (2)	--	33 (6)
Pervalka	--	--	1 (1)	--	2 (2)	--	1 (1)	1 (-)	1 (1)	2 (-)	3 (-)	3 (2)	14 (7)
Juodkrantė	--	--	3 (1)	1 (1)	1 (-)	3 (-)	2 (1)	13 (1)	13 (-)	13 (1)	13 (-)	8 (-)	70 (6)
Viso	--	--	9 (4)	8 (2)	7 (3)	13 (5)	15 (7)	23 (4)	26 (3)	34 (4)	34 (4)	19 (2)	195 (38)

Lentelė nr. 8. Visų gyventojų pasiskirstymas pagal tautybę

	Lietuviai	Vokiečiai	Kuršiai	Rusai	Baltarusiai ir ukrainiečiai	Kitos tautybės
Nida	342	52	17	136	26	10
Preila	139	15	2	27	7	--
Pervalka	62	34	--	2	--	--
Juodkrantė	365	19	--	128	27	2
Viso	908	120	19	293	60	12

Lentelė nr. 9. Visų gyventojų pasiskirstymas pagal lytį ir tautybę

	Lytis	Lietuviai	Vokiečiai	Kuršiai	Rusai	Baltarusiai ir ukrainiečiai	Kitos tautybės	Viso
Nida	V	173	29	9	60	14	5	290
	M	169	23	8	76	12	5	293
Preila	V	74	5	--	13	5	--	97
	M	65	10	2	14	2	--	93
Pervalka	V	32	17	--	1	--	--	50
	M	30	17	--	1	--	--	48
Juodkrantė	V	183	12	--	56	7	1	259
	M	182	7	--	72	20	1	282
Viso	V	462	63	--	130	26	6	696
	M	446	57	--	163	34	6	716
ΣΣ		908	120	19	293	60	12	1412

Lentelė nr. 10. Senbuvių struktūra

	Nida	Preila	Pervalka	Juodkrantė	Viso
Šeimų skaičius	36	11	13	11	71
Gyventojų skaičius	108	36	45	30	219
t.t. vyrai	47	16	25	18	106
moterys	61	20	20	12	113
Vaikai iki 16 metų	31	9	12	8	60
t.t. gimę po karo	19	6	7	6	38
Suaugusieji	77	27	33	22	159
t.t. nusenę	26	7	9	11	53

Lentelė nr. 11. Senbuvių etninė identifikacija

		Homogeniniai atsakymai	Heterogeniniai atsakymai	Σ
Nida	V	22	25	47
	M	29	32	61
	Σ	51	57	108
Preila	V	5	11	16
	M	7	13	20
	Σ	12	24	36
Pervalka	V	13	12	25
	M	12	8	20
	Σ	25	20	45
Juodkrantė	V	9	8	17
	M	9	4	13
	Σ	18	12	30

Lentelė nr. 12. Senbuvių etninės identifikacijos variantai. I.

Tautybė- gimtoji kalba	Nida	Preila	Pervalka	Juodkrantė	Viso
vokiečių-vokiečių	27	10	23	17	77
lietuvių-lietuvių	6	1	1	1	9
kuršių-kuršių	18	1	1	--	20
lietuvių-vokiečių	13	8	5	3	29
lietuvių-kuršių	31	12	5	5*	53
vokiečių-kuršių, lietuvių	2	1	3	3	9
vokiečių-kuršių	11	2	7	1	21
vokiečių-lietuvių	--	1	--	--	1
Viso	108	36	45	30	219

Lentelė nr. 13. Senbuvių etninės identifikacijos variantai. II.

Atsakymų variantai	Nida		Preila		Pervalka		Juodkrantė		Viso		Σ
	V	M	V	M	V	M	V	M	V	M	
vokiečių-vokiečių	12	15	5	5	12	11	9	8	38	39	77
lietuvių-lietuvių	1	5	--	1	1	--	--	1	2	7	9
kuršių-kuršių	9	9	--	1	--	1	--	--	9	11	20
Σ	22	29	5	7	13	12	9	9	49	57	106
lietuvių-vokiečių	5	8	3	5	2	3	2	1	12	17	29
lietuvių-kuršių	14	17	8	4	5	--	2*	3*	29	24	53
vokiečių-kuršių, lietuvių	--	2	--	1	--	3	3	--	3	6	9
vokiečių-kuršių	6	5	--	2	5	2	1	--	12	9	21
vokiečių-lietuvių	--	--	--	1	--	--	--	--	--	1	1
Σ	25	32	11	13	12	8	8	4	56	57	113
ΣΣ	47	61	16	20	25	20	17	13	105	114	219

**KURŠIŲ NERIJOS GYVENTOJŲ
ŠEIMOS KORTELIŲ DUOMENŲ (1956 m.)
SOCIOLOGINĖ ANALIZĖ**

Atliko

Dr. Arūnė Liucija Arbušauskaitė

1956 metais liepos mėnesį kompleksinės ekspedicijos į Kuršių nerijos lietuviškąją dalį metu etnografai Angelė Vyšniauskaitė ir Vacys Milius surašė nerijos gyventojus, užpildydami kiekvienai šeimai atskirą kortelę. Buvo fiksuojami visų šeimos narių pagrindiniai socialiniai-demografiniai rodikliai: lytis, amžius, tautybė, gimtoji kalba, išsimokslinimas, profesija ir darbovietė. Taip pat buvo užrašoma, kada ir iš kur atvyko gyventi į neriją. Šių šeimos kortelių duomenys iki šiol saugomi Istorijos instituto etnografijos skyriuje ir plačiai visuomenei nėra žinomi.

Žemiau pateikiama šeimos kortelių sociologinė analizė skirta šiai spragai užpildyti. Duomenys grupuojami ir sisteminami pagal įrašus kortelėse, pateikiant koreliacijas pagal lytį ir pasiskirstymą gyvenvietėmis.

Gyventojų apklausos būdu buvo surinktos žinios apie 393 šeimas, 1412 asmenų (lentelė Nr. 1). Nors nebuvo surašytos Alksnynėje, Smiltynėje ir Kopgalyje gyvenusios šeimos, turimi duomenys pakankamai reprezentatyvūs atskleidžiant anuometinę socialinę-demografinę nerijos situaciją.

Lentelė Nr. 2 vaizduoja susidariusią naują nerijos demografinę struktūrą - išskiriamos dvi kokybiškai skirtingos gyventojų grupės: senbuviai ir naujai atvykusieji. Pastarieji sudaro 84 procentus visų nerijos gyventojų, o senbuviai, kurių po karo audrų, repatriacijos ir deportacijos tėra likę 16 procentų, tampa etnine mažuma savo tėvų žemėje.

Lentelė Nr. 3 atspindi atvykimo į neriją raidą pokario laikotarpiu. Šeimos kortelėse yra užfiksuoti atvykimo į neriją metai. Šie duomenys de ja, neatspindi tikrojo mechaninio gyventojų judėjimo iki 1956-ųjų metų, o rodo tik statinę būklę. Ryškūs du Kuršių nerijos lietuviškosios dalies apgyvendinimo po karo laikotarpiai: 1945-1950 metai (imtinai) ir 1951-1956 metai. Pirmuoju laikotarpiu atvykusių į neriją apklausos metu yra likę nedaug, nes iš kitų šaltinių žinome, jog pokarinė migracija nerijoje siekė 60-70 procentų. O 1951 metais, TSRS Ministrų Tarybai tų metų gegužės 22 d. priėmus nutarimą Nr. 1719 "Dėl žuvies ir žuvies konservų gamybos padidavimo Lietuvos TSR", prasideda intensyvus, planingas nerijos apgyvendinimas, organizuotai keliant žvejus. Antrojo laikotarpio pikas - 1952-ji metai.

Iš kur atvykstama gyventi į Kuršių neriją? Įrašų šeimos kortelėse tokia didelė sklaida, kad duomenys sunkiai klasifikuojami. Galima skirti dvi atvykusiųjų grupes: iš tuometinės TSRS ir iš Lietuvos.

Pirmąją grupę sudaro 18 procentų atvykusių iš įvairiausių TSRS regionų. Tai vidurio Rusijos (54 procentų), Baltarusijos (18 procentų), Ukrainos (9 procentai), Vidurinės Azijos (4 procentai). 10 procentų pirmosios grupės

asmenų atvyko iš Tolimųjų Rytų, Sibiro, Kamčatkos, Sachalino, Moldavijos, Komi ATSR, buv. Suvalkų krašto. Pagal miestus daugiausia atvykusiųjų yra iš Astrachanės ir Novgorodo (ypač Juodkrantėje). Nemažai atvyko iš Velikije Luki, Gardino, Smolensko, Vitebsko. Atvykusieji iš Rusijos buvo pirmieji pokario metų (1945-1948) nauji nerijos gyventojai.

Antroji atvykusiųjų grupė (82 procentai) yra persikėlę iš 37 Lietuvos miestų ir rajonų. Geografinių valsčių ar kaimų pavadinimų randame virš 60. 22 procentai šios grupės yra kilę iš Jurbarko rajono (Skirsnemunė, Smalininkai, Veliuona, Viešvilė). Dauguma jų įsikūrė Nidoje ir Juodkrantėje. 16 procentų atvyko iš Veisiejų miesto ir rajono (Juodkrantė ir Pervalka), 13 procentų yra atvykę iš Klaipėdos miesto ir rajono, 12 procentų - iš Šakių miesto bei rajono. Beveik po 4 procentus naujų gyventojų atsikėlė iš Varėnos ir Telsių rajonų. Iš kitų 12-kos Lietuvos rajonų atvyko nuo 10 iki 20 asmenų (sudaro 19 procentų tos grupės atvykusiųjų), o dar iš 19 rajonų - pavieniai asmenys ar šeimos iki 10 asmenų (sudaro 11 procentų atvykusiųjų iš Lietuvos). Taigi, naujieji Kuršių nerijos gyventojai yra persikėlę praktiškai iš visų Lietuvos etninių regionų.

Lentelė Nr. 4 ir Nr. 5 parodomas visų gyventojų pasiskirstymas pagal pagrindinius demografinius rodiklius - amžių ir lytį. Amžius buvo skaičiuojamas pilnais kalendoriniais metais, pradedant nuo surašymo metų - 1956-ųjų. Todėl atskirai išskiriami gyventojai, turintys virš 56 metų, nes jie yra gimę XIX amžiuje.

Šiuo demografiniu aspektu išskirtinos pagrindinės amžiaus grupės (lentelė Nr. 5): vaikų ir jaunimo iki 16 metų imtinai, 17-40 metų amžiaus grupė - profesijos įgijimo, įsitvirtinimo, šeimos sukūrimo amžius, 41-56 metų grupė - brandaus gyvenimo ir darbo metai. Visose amžiaus grupėse pasiskirstymas pagal lytį maždaug tolygus: pirmojoje šiek tiek daugiau berniukų (38 procentai prieš 32 procentus), antrojoje - merginų ir moterų (45 procentai prieš 39 procentus). Priežastys aiškios, būtent šios amžiaus grupės vyrai dalyvavo kare. Likusiose amžiaus grupėse vyrų ir moterų vienoda dalis. 8 procentai visų gyventojų sudaro seni ir nusenę žmonės. Jų tarpe daugiau senbuvių. Taigi, 1956-ųjų metų Kuršių nerija yra jauna ir darbinga - 77 procentai jos gyventojų jauni ir darbingi.

Lentelė Nr. 6 rodo visų suaugusių gyventojų išsimokslinimą procentais. Atsakymai grupuojami pagal formalų kriterijų - įrašų šeimos kortelėje, nurodančiu, kas kiek klasių yra baigęs. Pagal šį kriterijų išryškėja, kad senbuvių išsimokslinimas procentine išraiška yra du-tris kartus aukštesnis už atvykusiųjų. Ketvirtoji dalis atvykusiųjų yra arba

mažaraščiai (moka tik skaityti, moka tik pasirašyti, menkai skaito), arba visai beraščiai, nelanę jokios mokyklos, kai kurie savamoksliai, arba mokėsi vienerius-dvejus metus. Iš atvykusiųjų į Nidą ir Juodkrantę tokių mažaraščių daugiau moterų tarpe, iš gyvenančių Preiloje ir Pervalkoje - vyrų. Didžioji dauguma atvykusiųjų (47 procentai) yra baigę 4-5 klases. Kas penktas baigę 6-7-8 klases. Vidurinį, spec. vidurinį išsimokslinimą turi tik 7 procentai naujųjų gyventojų, o aukštąjį - vienetai.

Tuo tarpu senbuvų tarpe mažaraščių beveik nėra, 60 procentų tikrųjų nidiškių ir juodkrantiškių, 83 procentai preiliškių ir 88 procentai pervalkiškių yra baigę 8 klases. Aukštąjį išsilavinimą teturi viena, o spec. vidurinį ir vidurinį - 4 senbuviai. Čia, be abejo, lėmė Lietuvos ir Vokietijos valstybių švietimo sistemų skirtumai ir susiklosčiusios tradicijos, kokį privalomą išsimokslinimą piliečiams reikia suteikti.

Pagrindinės socialinės-demografinės charakteristikos - amžius, lytis - sąlygoja kitą demografinį procesą - gimstamumą. Lentelė Nr. 7 pateikia gimimų dinamiką. Skliaustuose parodytas gimimų skaičius senbuvų šeimose. Skaičiuojami vaikai, gimusieji Kuršių nerijoje. Iš lentelės aišku, kad 1945 ir 1946 metais gimusių vaikų apklausos metu neužfiksuota. Viso per analizuojamus metus nerijoje yra gimę 195 vaikai, iš jų 38 senbuvų šeimose. Daugiausia gimusiųjų randame Nidoje, kitose gyvenvietėse - žymiai mažiau. Ryški tendencija - senbuvų šeimose vaikų per tuos metus gimė penkis kartus mažiau nei naujai atsikėlusiuju šeimose. Tik šešiose senbuvų nidiėčių šeimose gimė daugiau nei vienas vaikas, kitose gyvenvietėse tokių senbuvų šeimų yra po dvi. Atvykus dideliui naujų gyventojų, susidarė naujas santykis tautybių požiūriu. Lentelė Nr. 8 rodo visų gyventojų pasiskirstymą pagal tautybę. Jos turinį pagilina papildomas rodiklis - lytis (lentelė Nr. 9). Daugiausia dabar gyvena lietuvių - 65 procentai, po to - rusų - 21 procentas, vokiečių - 9 procentai. Kitų tautybių (žydų, totorių, latvių, lenkų) yra apie 1 procentą. Kuršių, kažkada šios žemės pagrindinių gyventojų, tėra likę 1,3 procento.

Gyventojų tautybė šeimos kortelėse buvo užrašyta iš jų žodžių. Tuo pačiu buvo užrašyta gimtoji kalba, o taip pat kitos kalbos, kuriomis gyventojai galėjo susikalbėti. Išanalizavę tautybės ir gimtosios kalbos koreliacijas, randame labai įdomų reiškinį: 10 procentų gyventojų, be išimties senbuvų, įrašai apie tautybę ir gimtąją kalbą nesutampa. Dažnai nurodyta tautybė nesutampa ir su įrašu pase. Todėl išskiriame atskirai senbuvų grupę (jos struktūra yra lentelėje Nr. 10) ir pagilintai bandome nustatyti jos etninę identifikaciją. Šį reiškinį atspindi lentelės Nr. 11, 12, 13.

Beveik pusės senbuvių (106 iš 219) atsakymai yra homogeniniai: tautybė ir gimtoji kalba sutampa. Kitos dalies (113 iš 219) atsakymai tarpusavyje skiriasi, yra heterogeniški.

Nesutapimo variantų (heterogeniškumo) esama įvairių (žr.lenteles). Penki senbuviai (pažymėta žvaigždute) savo tautybę suvokia kaip "prūsų lietuvius" su gimtąja "kuršių" kalba.

Čia stebime vieną tendenciją: kuo vyresnio amžiaus senbuviai, tuo didesnė invariantiškų atsakymų sklaida. Visi senbuviai iš esmės yra trikalbiai, nors varijuoja kalba, vartojama butyje ir šeimoje. Štai, B.Engelynienė (g. 1897, Preiloje), nurodydama "vokiečių" tautybę, priduria: "tėvai buvo lietuvininkai, ligi 6 metų šeimoje kalbėjo tik lietuviškai". M.Radmacherio šeima (Nida) (tautybė "lietuviai", gimtoji kalba "kuršių") laiko save "Klaipėdos lietuvininkais". Kuršiškai namuose kalba Jakaičių, Kakių (Preila), Peleikių (Nida ir Pervalka), Vizelių, Engelynų, Pinkių (Nida) šeimos. Vokiškai namuose kalbama Rudžio, Sakučių (Preila), Juodjurgio (Pervalka), Beidų, Radmacherių (Nida) ir kitose šeimose.

Trikalbystė nerijoje susiklostė istoriškai ir funkcionavo natūraliai. 1956-ųjų metų šeimos kortelėse kaip tik ir randame užfiksuotą šią situaciją. Beveik visi senbuviai, net kurių tautybė ir gimtoji kalba sutampa, moka ir vartoja abi kitas kalbas. Visais atvejais tai vokiečių-lietuvių-kuršių kalbos, tik skirtingai išsidėsčiusios šitoje triadoje.

Be to, į buitį pradeda skverbtis ir rusų kalba. Jaunimas jau neblogai susikalba rusiškai. Anos Bliušis (Juodkrantė) vaikai (tautybė "lietuviai") tarpusavyje kalbasi rusiškai, nes gyvenvietėje tėra tik rusiška pradinė mokykla, o su motina kalbasi maišytai - vokiškai ir rusiškai.

Išanalizuotos Kuršių nerijos gyventojų šeimos kortelės duoda daug vertingų žinių. Visų pirma, jų duomenys yra paskutinės autentiškos žinios apie nerijos senbuvių - savotišką kopinikų etninę grupę, kuri 1958-1959 metais nustojo egzistavusi savo tėvynėje. Antra, kortelės užfiksavo status quo tuo metu, kai į neriją jau buvo atvykusi didžioji dauguma naujųjų gyventojų, kurių socialinės-demografinės charakteristikos paklojo pamatą šiuolaikinės Neringos gyventojų mentalitetui ir vertybinėms orientacijoms. Be to, analizuojami duomenys padeda suvokti procesus, vykusius pirmaisiais pokario metais nerijoje. Tai suteikia šitoms A.Vyšniauskaitės ir V.Miliaus beveik prieš keturias dešimtis metų užpildytoms kortelėms nepakartojamą išliekamąją ir istorinę vertę.

1836 -

1843 -

1933 -

1993

*Pervalkos ir Preilos
gyvenviečių šventės*

PROGRAMA

Čia kvėpia kuršių prakaitu, kaitra, pušim.

Čia vėjų motrašėčiai ant smėlio...

Smėlis ir vėjas, vėjas ir smėlis.. Daugelį dienų ir naktų vyko nuožmi kova tarp žmogaus ir pirmykštės jėgos. Ne kartą žmogus pralaimėjo... Jau kelintą kartą kiton vieton keliasi Naglių gyventojai, nešdamiesi kaimo vardą. Jau kelintą kartą kopa heliauja per jų namus, nepalikdama jokių pėdsakų. Žmogui teliko bėgti.

Bėgliai ieškojo saugesnės, patogesnės vietos apsigyvenimui. Taip apie 1836-43 metus įsikuria patys jauniausi Kuršių nerijos kaimai - Pervalka ir Preila, nuo pat įsikūrimo sudarę vieną parapiją. 1843 m. gegužės 15 d. sudarytas Preilos planas parodo esant 12 pastatų, gyvenant 8 šeimas: J. Bastikio, E. Radmacherio, J. Delskeičio, J. Rodės, G. Pinkio, M. Bastieno, D. Sakučio, J. Labrenco. 1849 metais perkeliama mokykla iš Naglių, kurią anuomet lankė nuo 12 iki 15 mokinių. Metai bėgo, Pervalka ir Preila augo, 1852 metais Pervalkoje gyveno 7 žvejų šeimos, kurios bendrai turėjo du arklius, 8 karves, veršelį, 44 avis ir 15 kiaulių. Preilos gyventojai bendrai turėjo 5 arklius, 15 karvių, 5 prieaugio, 81 avį ir 22 kiaules. 1851 m. mokesčių inspektoriai

konstatuoja, kad naujakuriai yra visiškai neturtingi, verčiasi žvejyba, jokių mokesčių iš jų išreikalauti negalima.

1868 m. per Kuršių neriją keliaujęs L. Pasargė Pervalką ir Preilą aprašė taip: jos abi šmėsta purvyne ir skurde, ypač skurdi ir nejauki Preila; trobesiai apgriuvę, sienos paramstytos; žvejai neturi brangiai kainuojančių tinklų ir didesnių valčių, todėl tegali žvejoti pakrantele...

Padėtis pagerėjo, kai amžiaus pabaigoje pradėta užželdinti kopa, ir išnyko užpustymo grėsmė. Atėjęs XX amžius su savo karais ir revoliucijomis mažai tepalietė šių kaimų ramią gyvenimo tėkmę.

Prijungus Klaipėdos kraštą prie Lietuvos, pagyvėja ir šių kaimų gyvenimas. Susikuria lietuviškų organizacijų skyriai, pradeda veikti lietuviški darželiai, mokyklos. 1933 metais abiem kaimams suteikiamos kurorto teisės. 1939 metais Pervalkoje buvo apie 180 nuolatinių gyventojų, vasarodavo apie 100, Preiloje gyveno 200, poilsiaudavo apie 300. Vasarotojai gyvendavo viešbučiuose arba pas žvejus.

Antrasis pasaulinis karas ir pokario metai visiškai sujaukė šių kaimų gyventojų likimus:

šeimos buvo išblaškytos, kaimai aplėisti. 1951 metais prasidėjo naujų gyventojų kelimasis į Kuršių neriją, naujo gyvenimo būdo, naujų tradicijų ir papročių plitimas.

Šiandien į Pervalką ir Preilą žiūrima ne kaip į žvejų kaimus, nors gyventojai, kaip ir anksčiau, verčiasi daugiausia žvejyba, bet kaip į kurortines vietas. Pervalkoje dominuoja poilsio namai, joje tegyvena 13 šeimų, viso 39 gyventojai, iš jų 11 vaikų. Šiandien Pervalka nebeturi nei pašto, nei parduotuvės, nei mokyklos. Preilai yra geriau pasisekę. Joje gyvena 194 gyventojai, iš jų 54 vaikai.

Gyvena čia santūrūs, darbštūs, nuoširdūs žmonės. Tvirtai šaknis įleido Stirbių, Lisovskių, Jakų, Lubių, Šinkonių ir kitos šeimos. Miškus tvarko V. Lakavičiaus ir R. Jasaičio vyrai. Mokytojauja J. Liobienė ir A. Pocevičienė. Gyvenvietę kūrė ir gražina L. Vaitukaitis. Žuvis labiausiai mėgsta V. Karūnaičio, A. Teišerskio tinklus.

Ilgų ir džiaugsmingų metų, Pervalkos ir Preilos žmonės! Tebūnie šventė ir mūsų kieme...

1993 m. gegužės 29 d.

16 val. – kvietimas į šventę

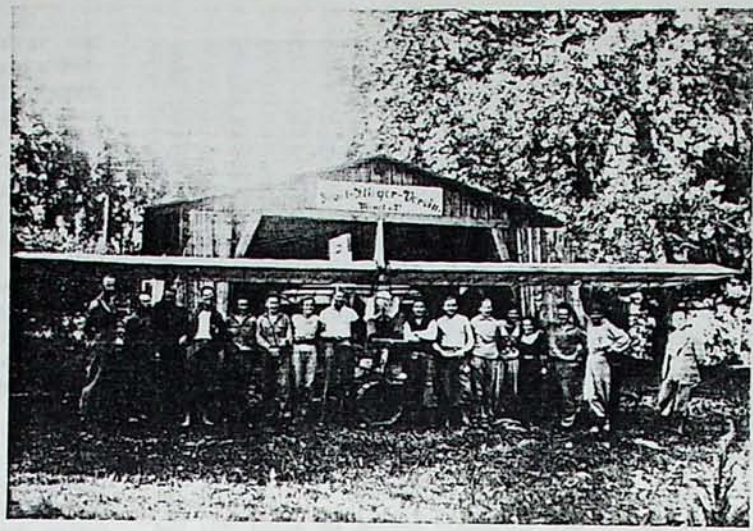
16³⁰ – parodos "Preilos" pensionato salėje atidarymas

17 val. – iškilmingoji dalis pensionato salėje

20 val. – linksmoji dalis prie laužo

Programos išleidimą rėmė

Darius Jasaitis



Segelfliegerlager in der Forstbaracke Perwelk

Ostern begann der Lachsfang

PERWELK — ein Fischerdorf der Kurischen Nehrung

Ein Bild der Erinnerung — Von Fritz Pietsch

Perwelk ist ein Fischerdorf im Kreise Memel; es liegt auf der Haffseite der Kurischen Nehrung genau in der Mitte zwischen den bekannten Badeorten Nidden und Schwarzort. 14 km sind es von Perwelk nach Nidden, 15 km von Perwelk nach Schwarzort. Perwelk war das kleinste Nehrungsdorf, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es so jung war. Nidden hatte über 800 Einwohner. Schwarzort über 400, Preil über 200 und Perwelk nur knapp über 100. Das Dorf dürfte erst Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts durch Umsiedler aus von Verschüttung bedrohten Nehrungsdörfern gegründet worden sein. Die Perwelker stammen aus den heute verschwundenen Dörfern Alt-Negeln und Karweiten, beide zwischen Schwarzort und Nidden am Haff gelegen und von den Wanderdünen überrollt. Unaufhaltsam schoben sich die Dünen von Westen nach Osten weiter vor. Als in den bedrohten Dörfern die ersten Häuser schon halb verschüttet waren, verließen die Fischer den Platz, um sich anderweitig anzusiedeln. Zum Teil ließen sie sich am Südrande von Schwarzort nieder, wo der Ortsteil an der Kirche bis in unsere Zeit hinein Karweiten genannt wurde, also nach dem versandeten Dorf, das 18 km weiter südlich verlassen worden war. Zum Teil siedelten sie sich in Preil an, und eine kleine Gruppe gründete fünf Kilometer nördlich von Preil an einer kleinen Bucht das neue Dorf und nannte es Perwelk. Der Name stammt aus dem Kurischen, wo „parwilt“ ganz einfach „rüberziehen“ heißt, und somit paßte er gut zum Schicksal der ersten Ansiedler.

Die Perwelker waren Fischer — und nur Fischer. Wohl hatte jeder ein Stückchen Land am Haus kultiviert, um Kartoffeln und Gemüse zu ziehen, aber das tägliche Brot mußte die Fischerei einbringen. Gefischt wurde im Haff und auf der Ostsee, mit großen und kleinen Kähnen. Je nach

der Ausrüstung gab es große und kleine Fischer. Die Großfischer besaßen schwere Kurren- oder Keitelkähne, die volkstümlich auch Kurenkähne genannt wurden, obwohl der Ausdruck nicht richtig ist. Die Kleinfischer hatten kleine Kähne und fischten mit dem Klippnetz oder Waddgarn. Das sind Netze, die man vom Boot in Landnähe auslegt und dann an Land heranzieht. Obwohl das Haff sehr fischreich war, blieb der Verdienst der Fischer gering.

Das lag zum Teil am Netzmaterial, das früher in Heimarbeit hergestellt wurde. Man kaufte von den Bauern Flachs oder Hanf. Das Rohmaterial wurde von den Frauen gesponnen, und dann knittete man selbst die Netze. Solche handgeknüpften Netze waren natürlich sehr grob und konnten von den Fischen schon von weitem gesehen werden. So entkam der größte Teil der Beute. Erst später, als man die maschinell hergestellten Netze in Memel kaufen konnte, besserten sich die Fänge. Das Netzgarn aus der Spinnerei war so dünn wie Nähgarn und im Wasser kaum sichtbar. In Memel gab es die Netzhändler Krips und Brusdeilins, bei denen man nicht nur Netze, sondern auch Garne, Leinen und Leinwand für die Segel erwerben konnte.

Die Fischerei im Haff wurde im Frühjahr, Herbst und Winter betrieben. War das Haff im Winter zugefroren, so begann die Eisfischerei. Im Sommer verlegten die Fischer ihre Tätigkeit auf die Ostsee. Um Ostern begann man dort mit der Lachsfischerei. Es machte viel Spaß, wenn die Fänge gut waren. Manchmal holten wir Exemplare heraus, die bis zu einem halben Zentner wogen! Leider verlegten die Lachse im Laufe der Zeit ihre Zugstraßen, so daß die Fänge schließlich kaum noch rentabel waren. Vom Juni bis zum August wurden in der Ostsee Fludern und Steinbutte gefangen. Das war in den

ersten Jahren ein mühseliges Handwerk. Die Fischer hatten noch keine Kielboote und mußten mit den flachbodigen Handkähnen fischen. Kam der Wind von vorn oder von der Seite, dann trieb der Kahn wie eine Seifenblase. Aber das Schlimmste war, den Fang nach Hause zu bringen. Vom Seestrand bis zum Dorf am Haff



Segelflieger über Perwelk

Im Sommer waren die Memeler Segelflieger an jedem Wochenende in ihrem Perwelker Lager. Segelflugzeuge waren zu einem gewohnten Anblick über den Dünenketten geworden, die das Dorf umgeben.

beträgt hier die Entfernung zwar nur 2500 Meter, aber damals hatten die Perwelker noch keine Pferde und Wagen, und so mußte jeder – ob Mann oder Frau – einen mehr als halb gefüllten Sack mit Flundern auf den Buckel laden und über die Düne durch den Sand nach Hause schleppen. Zu Hause wurden die Flundern sortiert und in Kästen gepackt, die mit Kähnen zum nächsten Markt gebracht wurden. Die Männer mußten am Morgen wieder zum Fang hinaus, konnten sich also um den Verkauf so gut wie gar nicht kümmern. Da mußten die Frauen in den Marktkähnen ihren Mann stehen – bei jedem Wetter und auf langen Strecken. Am Dienstag waren sie in Heydekrug auf dem Markt, am Mittwoch in Memel oder Prökuls, am Donnerstag in Kinten, am Freitag in Saugen, am Sonnabend in Memel oder Kinten. Wenn bei gutem Wetter täglich gefischt wurde, dann waren die Frauen von Montag mittag bis Sonnabend abend mit den Kähnen unterwegs. Hatten sie guten Wind, dann konnten sie segeln. Gerieten sie in eine Flaute, dann hieß das schwere Ruderarbeit. Von Heydekrug bis Perwelk sind es gut 20 Kilometer.

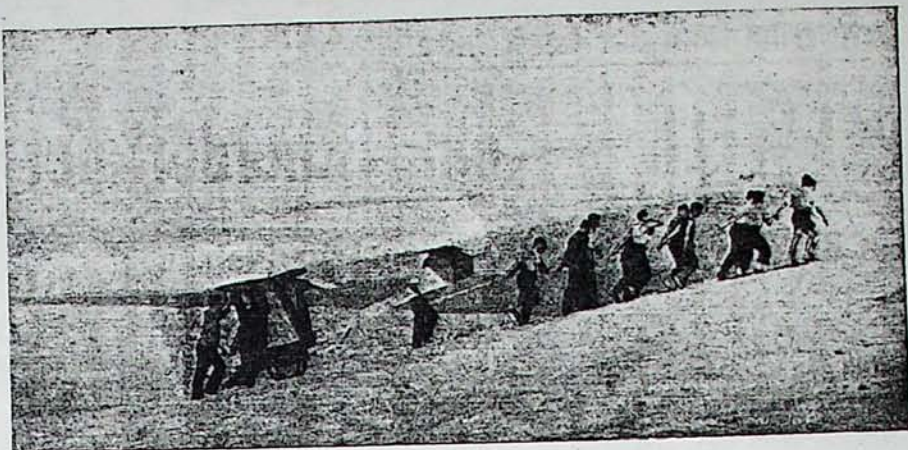
Kurz vor dem ersten Weltkrieg nahm eine Reederei die Tour Nidden – Memel und Nidden – Heydekrug auf. Es war ein kleiner Dampfer mit Namen „Heydekrug“. Das war dann schon eine große Erleichterung für die Fischerfrauen. Mit der Zeit änderte sich überhaupt so manches zum Guten. Die Fischer schafften sich vierrädrige Handkarren an, mit denen man die Flundern vom Strand zum Dorf schaffte. Einige Jahre später tauchte das erste Pferd im Dorf auf, dem weitere folgten. So ging es nun mit 1 PS vom Strand mit dem Fang nach Hause.

Auch mit der Winterfischerei wurde es langsam besser. Die Fischer brauchten nun die schwer mit Netzen, Axten und Stangen beladenen Schlitten nicht mehr selbst zu ziehen. Mit den Pferden kamen sie weiter aufs Haff hinaus. Die Perwelker fuhren mit dem großen Winternetz bis Nidden, Windenburg, ja bis nach Karkeln, wo die Fänge wesentlich besser waren.

Langsam wuchs auch das Dorf selbst. In über 30 Häusern wohnten nun über 150 Einwohner. Eine Schule wurde gebaut, so daß die Kinder nicht mehr nach Preil zu laufen brauchten. Ein Lebensmittelgeschäft mit Gastwirtschaft war entstanden. Am Dorfrand befand sich die Försterei, in der zu meiner Zeit die Förster Plötz und Stockfisch amtierten. An folgende Lehrer kann ich mich erinnern: Balzau, Kösling, Mertineit, Czichy, Sakuth, Haak, Schmidt, Gelschinnis und Megies. Lehrer Mertineit hielt es elf Jahre bei uns aus (1911 – 1922).

Die ersten Badegäste kommen

Bis 1932 mußte man, wenn man mit dem Marktdampfer fahren wollte, an- und ausgebootet werden. Dann erhielt der Ort endlich einen Anlegesteg, und obwohl hier nur die Marktdampfer anlegten, bekamen die ersten Badegäste Mut, in Perwelk auszusteigen. Jeder Fischer, der eine Stube frei hatte, vermietete sie im Sommer an Kurgäste. So mancher zog im Sommer in ein Hofgebäude, um seine Wohnung an Gäste abzugeben. Das war



Aufwärts zum Startplatz

Seit 1933 kamen die Memeler Segelflieger nach Perwelk. Hier ziehen sie ihr Flugzeug den Dünenhang hinauf – zu einem neuen Start.

ein kleiner, aber willkommener Nebenverdienst zur Fischerei.

Im Sommer 1933 entdeckten die Memeler Segelflieger Perwelk für sich. Mit Flugleiter Rumpelt bauten sie bei Altnegeln ihr Lager auf, und dann gab es kaum ein Sommerwochenende, an dem sie nicht zum Schulen nach Perwelk kamen. Das war für die Perwelker Schuljugend eine Sensation! Und es gehörte ja wirklich viel Idealismus dazu, die Maschinen mit Menschenkraft in die Luft zu katapultieren. Ausziehen – laufen – los! Ein Dutzend junger Männer keuchte und schwitzte, während einer in den Genuß des kurzen Fluges kam.

Aber kehren wir zur Fischerei zurück! Zur Litauerzeit war das Brot der Fischer karg und hart. Die litauische Regierung lebte in ständigen Spannungen zum Reich, und so wurde der Handel zwischen beiden Ländern immer wieder gelähmt. Die Fischer durften ihre Fänge nicht in Deutschland absetzen. Im Memelland kam es dadurch zu einem Überangebot, das die Preise oft ins Bodenlose fallen ließ. Wie oft kam es vor, daß die Perwelker Frauen kurz vor der Abfahrt des

Marktdampfers noch halbvolle Kisten hatten. Ob sie wollten oder nicht – sie mußten die Fische wieder auf den Dampfer mitnehmen. Sobald sie auf dem Haff waren, kippten sie die Fische über Bord.

Auf der anderen Seite mußten Netze, Garne und Leinen aus dem Reich eingeführt werden. Waren, die der Fischer wie das tägliche Brot benötigte, waren mit hohen Zöllen belegt. Die Relation zwischen Fischpreisen und Materialpreisen war so ungesund, daß die meisten Fischer hart um ihre Existenz zu ringen hatten.

Das Jahr 1939 brachte mit der Heimkehr ins Reich auch für die Fischer die große Wende. Schlagartig setzte eine kräftige Nachfrage nach Fischen ein. Nun brauchten die Frauen nicht mehr die Märkte abzuklappern. In Perwelk richtete Martin Pietsch jun. eine Fischabnahmestelle ein, bei der man die Fänge abliefern konnte. Am Wochenende gab es bereits Bargeld dafür, und die Preise waren zufriedenstellend.

Auch die Zahl der Badegäste wuchs langsam, aber stetig. Perwelk hatte seine Liebhaber, die jeden Sommer hier einkehrten. Zwischen Perwelk und Preil liegt das Elchrevier der Nehrung, und im Sommer kamen die Badegäste aus Nidden und Schwarzort am laufenden Band mit Führwerken zur Elchschau gefahren. Wer Glück hatte, konnte bei einer Fahrt bis zu 15 Elche sehen und auch fotografieren.

Die Elche waren recht zutraulich und kamen an Sommerabenden bis an den Rand Perwelks. Bei uns tauchten Elche sogar am Hofzaun auf und wollten von dem Heu haben, das wir uns für das Pferd von der Festlandseite geholt hatten.

Zu kaiserlichen Zeiten kam fast in jedem Herbst jemand von den hohen Herrschaften, den Prinzen oder Fürsten, auf die Nehrung zur Elchjagd. Wir Jungen wurden von der Schule zum Treiben abkommandiert. Das machte uns einen Riesenspaß, denn erstens fiel der Unterricht aus, und zweitens war es ein Vergnügen, einen ganzen Tag lang im Wald und auf der Palwe herumstöbern zu dürfen. Im allgemeinen rollte die Jagd von Perwelk bis kurz vor Nidden ab. Ich erinnere mich noch, daß 1917 Prinz Joachim mit seiner Gemahlin zur Jagd gekommen war. Als



Dünen bei Perwelk

vieleren Nehrungsdörfern, die von den Wanderern das verhängnisvolle Schicksal durch die Bepflanzung

Hier sei noch kurz die Verbreitung des Elches auf der Erde gestreift. In Europa wiesen vor dem letzten Kriege nächst Deutschland kleinere Bestände auf: Polen mit etwa 1000 und die baltischen Staaten und Finnland mit je mehreren hundert Stück. Sehr große Bestände hatten noch Norwegen mit über 5000, Schweden mit über 30 000 und das europäische Rußland mit noch mehreren 10 000 Stück. Sibiriens und des nördlichen Nordamerikas (Kanadas und Alaskas) Elchreichtum ist noch ungeheuer. Ja, sogar auf der südlichen Erdhälfte hat die Einbürgerung von Elchwild auf Neuseeland großen Erfolg gehabt.

Die äußere Erscheinung des Elches kennzeichnet sich durch den fast plumpen, gedrungenen Rumpf, der von ungewöhnlich langen, schlanken Läufen getragen wird. Vom sehr hohen Widerrist fällt die Rückenlinie nach hinten stark ab. Der kurzgedrungene, fast waagrecht getragene Hals mit dem schweren, langen Haupt geben dem Elch ein von allen anderen Hirscharten abweichendes Aussehen.

Das Haupt mit dem stark ausgeprägten Windfang — die muffelartige Oberlippe ist bis auf einen kleinen dreieckigen Fleck behaart — und den kleinen, in der Dämmerung gut äugenden Lichtern, trägt beim Hirsch das Geweih auf fast waagerechten Rosenstöcken. Auffallend sind der Bart des Elches und die Farbe seiner Decke. Der Bart ist ein dichter, langbehaarter, kegelförmiger Hautsack an der Kehle, der bei Tier und Kalb schwächer, beim Hirsch stärker ausgebildet ist. Der junge Hirsch pflegt einen schmalen, oft auffallend langen, der ältere einen kürzeren, wammenartig verbreiterten Bart zu tragen. Die absolute Länge des Bartes ist aber individuell verschieden und kein verlässliches Altersmerkmal. Die Farbe variiert vom Silbergrau der sogenannten „Schimmel“ bis zum dunkelsten Graubraun der „Rappen“. Die seinerzeit vertretene Ansicht, daß die Erbanlage zur Schaufelbildung an die hellgraue Haarfarbe gekoppelt sei, erwies sich — leider! — als Irrtum. Albinos sind sehr selten und in Ostpreußen meines Wissens nicht beobachtet worden. Die Läufe des ostpreußischen Elches waren weiß bis silbergrau. Das Gewicht des Elchhirsches erreichte in Ostpreußen 10, in Ausnahmefällen 11 Zentner, das entspricht 6—7 Zentnern aufgebrochen. Ein Alttier wog aufgebrochen 5—6 Zentner. Die Widerristhöhe des Elches entsprach der eines großen Pferdes und konnte beim Hirsch 1,80 m überschreiten.

Die wichtigsten anatomischen Unterscheidungsmerkmale der langballigen Hirsche, also auch des Elches, von dem Edelhirsch liegen im Knochenbau der Vorderläufe und in der Schalenbildung: die Telemetakarpalen (Elch, Reh und Ren) haben als Fortsatz der Afterschalen zurückgebildete, aber noch ziemlich lange Mittelhandknochen (Metakarpi), die in Sehnen übergehen, während die Plesimetakarpalen die verkümmerten Reste der beiden Mittelhandknochen 5 und 2 unterhalb der Rückseite des Handwurzelgelenkes (Vorderknie) aufweisen. Der Unterschied in der Schalenbildung besteht darin, daß die „langballigen“ Hirsche (Elch, Reh und Ren) läng-

liche, spitzgeformte, fast die ganze Unterseite der Schalen ausfüllende Ballen haben, während diese bei Rot- und Damwild kurz und rundlich sind.

Auch im Gebiß und Zahnwechsel unterscheiden sich beide Wildarten. Der Elch besitzt in der Regel keine Grandeln. Ganz selten nur kommen (ebenso wie beim Reh) kleine, spitze Haken vor. Im Gegensatz zum Rotwild, das erst nach 2 1/2 Jahren das vollständige Dauergebiß hat, ist beim Elch der Zahnwechsel schon mit 16—18 Monaten beendet. Auch die Abnutzung des Gebisses geht schneller vor sich als beim Rotwilde. An als Kalb gezeichneten und später erlegten Stücken konnte festgestellt werden; daß die Abnutzung sich mehr der beim Rehwilde näherte. Die Altersbestimmung nach dem Gebiß mußte danach einer Berichtigung unterzogen werden.

Die Geweihbildung des Elches hat gleichfalls Besonderheiten. So treten bisweilen — ähnlich, nur nicht so häufig wie beim Rehbock — knopfartige Spieße, das sogenannte Kälbergeweih, auf, die das Elchhirschkalb im sechsten bis achten Lebensmonat schiebt und im neunten bis elften Monat abwirft. Das erste regelmäßige Geweih, der „erste Kopf“, wird im September gefegt und ist gewöhnlich ein Spießer-, ein Gabler-, seltener ein Sechsergeweih. Bei Gabler- und Sechsergeweih gut veranlagter Elchhirsche der Spießerstufe kann bereits Schaufelbildung angedeutet sein. Wir unterscheiden zwei Geweihentypen, den ausgesprochenen Schaufler und den reinen Stangenelch, der während seines ganzen Lebens nur Geweihe mit runden Stangen schiebt.

Um die Stangenelchfrage ist viel „Tinte verspritzt“ worden. Man hat das Stangengeweih teils als eine Degenerationserscheinung, teils als eine Folge von Erkrankung oder Asungsmangel erklärt. Man hat den Stangenelch auch als eine besondere Rasse oder gar Art angesprochen. Ja, man hat sogar die Ansicht vertreten, daß die natürliche Weiterentwicklung auf das Stangengeweih hinziele, da es bei größerem Kampfwert weniger Aufbaustoffe benötige. Tatsächlich gab es starke Stangenelche von höherem Wildpretgewicht, als es Schaufler aufweisen konnten, mit Geweihen, die nicht nur eine



Junger Elchhirsch (mit besonders langem Bart)

kapitale Trophäe darstellen, sondern dem Schaufelgeweih als Waffe überlegen sind. Ich glaube, daß das Geweih des Elches eine besonders große Variationsbreite aufweist, die vom Vollschaufler bis zum reinen Stangenelch reicht, daß es sich also bei Schaufel- und Stangengeweih um vererbare Geweihformen handelt. Tatsache ist, daß Stangengeweihe bereits unter Funden im Spätdiluvium und in Mooren auftauchen, daß typische Geweihformen immer wieder erscheinen, und daß wir neben den reinen Typen des Schaufel- und des Stangengeweihes auch alle erdenklichen Übergänge zwischen diesen beiden antreffen. Hegeziel war immer das Schaufelgeweih. Interessant ist es, daß gerade beim Elchwild als erster Wildart „Hege mit der Büchse“ betrieben ist, und zwar auf Anregung des Oberförsters Meyer-Tawellingken schon vom Jahre 1905 ab. Und dieser Hegeabschuß hatte, namentlich in den beiden letzten



Ziehender Elchschaufler (älterer Hirsch)

Perwelker Könige der Lüfte

Wo sind sie, die Treuen, die trotz aller Widerstände niemals von dem grossen Ziel „Fliegen“ gelassen haben? Die Einen sind zerstreut und verweht in alle Winde, die Anderen deckt kühler Rasen.

Wir aber, die wir leben und nicht loskommen von der Fliegerei, wollen uns noch einmal unser Mühen und Plagen um den schönsten Sport in unser Gedächtnis zurückerufen.

Wißt ihr noch, ihr alten Kameraden? Es waren zunächst wenige, die sich am 10. Mai 1931 zu einer Fliegergemeinschaft zusammenschlossen. Otto Severin stiftete das Holz für unseren ersten Neubau, einen Stahmer-Lippisch-Zögling, und am 5. September desselben Jahres flog unser erster Vogel. Er war in einem ausgedienten Pferdegestall ohne Hobelbank erstanden.

Schon der dritte Start brachte einen herrlichen Bruch. Wochenlanges Reparieren, ein paar neue Starts, Bruch usw. — Nur zähes, eisernes Wollen konnte unter solchen Umständen unser Häuflein zusammenhalten. Nach einem grossspurig angelegten „Flugtag“ auf dem Flugplatz, der eine ganze Menge Geld einbrachte, legten wir unseren Leistungs-Segler auf. Schon am 7. Juni 1932 flog auch die „Heimat“, das Grunau-Baby I. Niemand von uns hatte irgend eine Prüfung, und trotzdem wurde eisern geflogen.

In Perwelk hatten wir inzwischen Schulgelände gefunden. Eine alte Waldarbeiterbaracke wurde ausgebaut und als Unterkunft für unsere Maschine und für uns hergerichtet. An jedem Sonnabend, vom frühesten Frühling bis zum spätesten Herbst, radelte unsere kleine Gemeinde 35 km nach Perwelk. Dort wurde gemeinschaftlich ein gutes Abendessen gekocht, und nach dem Essen ging es ins „Bett“ (Stroh-Schütte auf blankem Fußboden). Sonntags, in aller Herrgottsfrühe hiess es dann: „Aufsteh'n!“ Ein kurzes Bad im Haff, Frühstück — und hoch ging es zum Hang!

Bis 6 Uhr abends wurde geflogen. Nur wer es mitgemacht hat, kann ermassen was es bedeutete, nach solch einem harten Tag wieder nach Hause zu radeln. Eine kurze Pause in Schwarzort liess alle Quälerei des Tages vergessen.

Wie stolz waren wir, als wir unser Motor-Boot vom Landesdirektorium kaufen konnten. Wie wurde es gehegt und gepflegt! — Hört ihr noch das beruhigende, gleichmäßige Arbeiten des Motors und das nicht wiederzugebende Plätschern unseres Haffes an der Bordwand? Mit unserer grossen Sehnsucht im Herzen glitten wir unter dem abendlichen Himmel unserem Ziel entgegen. Wie oft aber war es rabenfinster, wenn wir gemeinsam vor Perwelk die Einfahrt zum Haff ausmachten. Auch manche Sturmflucht hat unser „Falke“ miterlebt.

UNSER HEIMATGEDICHT

Du weinst?

*Nicht schlaff, auch nicht gebläht voll Schwung,
Bewegte Schwermut, zogen einst
Die Segel durch die Niederung.*

Du weinst?

*Der Boydak der Erinnerung
Verholt bei Ruß an Land wie einst
In abendlicher Dämmerung.*

Du weinst?

*Die Mütze schwenkt der Fischerjung —
ein Hauch von Tang und Teer wie einst.
Das Herz macht einen Freudensprung.*

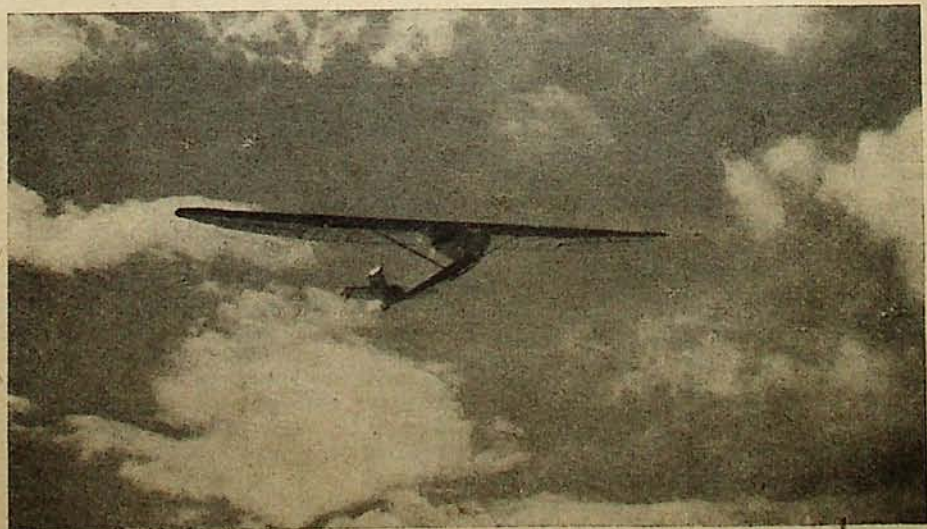
Du weinst?

EBERHARD STRECKER

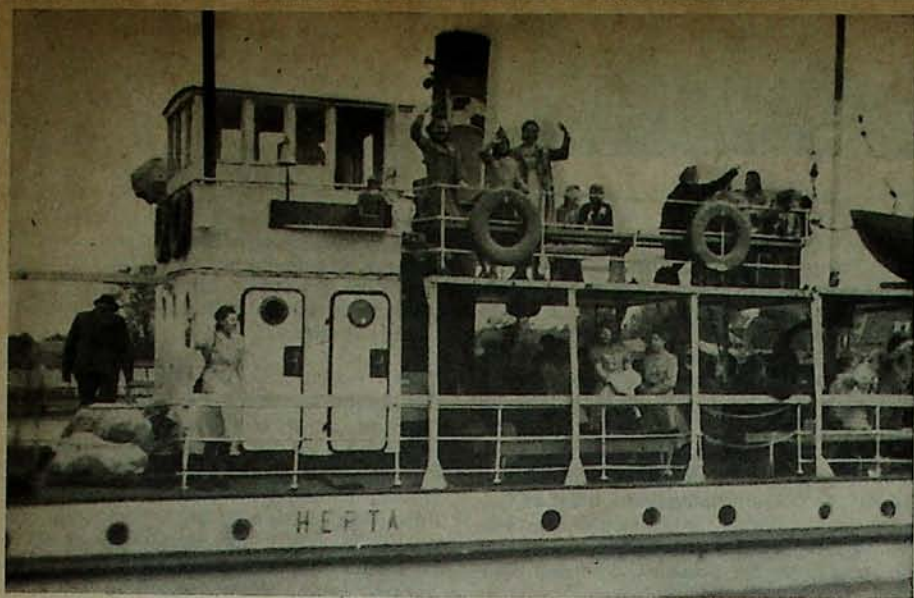
Ja, es war eine köstliche Zeit. Jeder Start war ein Erlebnis. Jedes Abheben vom Boden bedeutete für uns ein Aufschwimmen in eine andere, freiere Welt. Jeder längere Flug machte uns zu kleinen Königen über all das, was unter uns lebte und webte.

Gewiß, einige von uns sind alt geworden. Aber niemals werden und wollen wir unser Fliegen in unserer Heimat vergessen.

Alfred Kubillus



Im blauen Frühlingshimmel über der Kurischen Nehrung



Der Marktdampfer kommt

Der Schwarzorter Dampfer „Herta“ verband das Nehrungsdorf nicht nur mit der Stadt Memel sondern auch mit Ruß und Heydekrug, wohin an jedem Dienstag gefahren wurde.

Aufn.: G. Grigoleit



AM SCHWARZORTER STEG

Schwarzort war das erste Nehrungsdorf, das als Kurort Bedeutung erlangte, und zwar schon vor hundert Jahren. Unser Bild zeigt den Landungssteg mit zwei Dampfern in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg.

Die Perwelker Haffleuchte

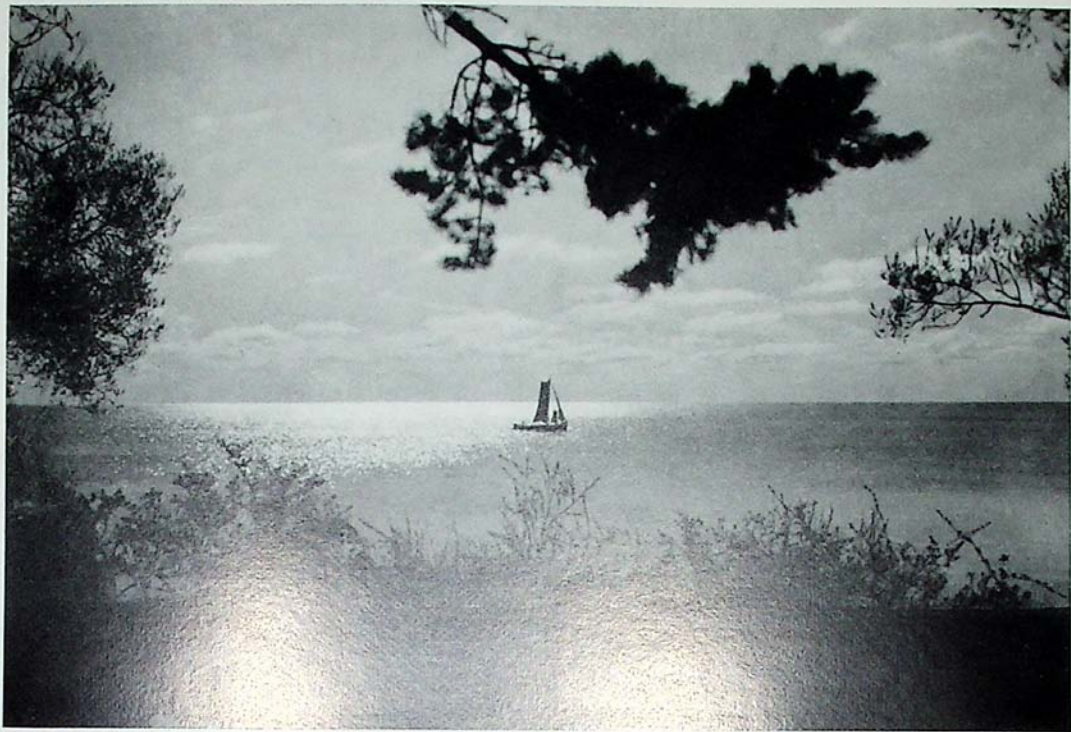


Die Perwelker Haffleuchte

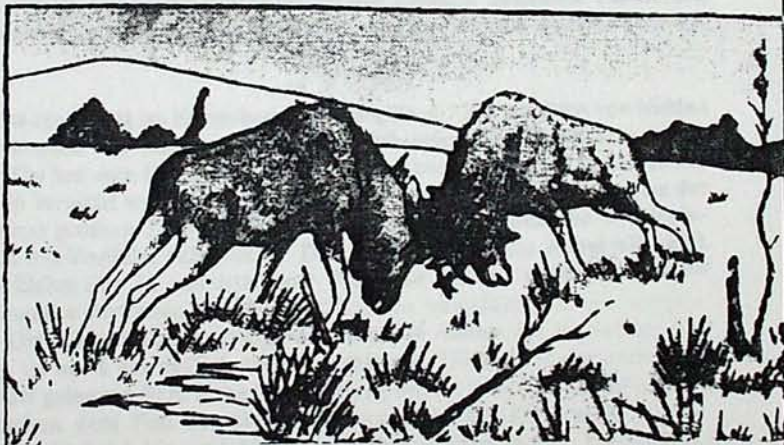
Nicht nur den Marktdampfern und Fahrgastschiffen, auch den Fischern war die Perwelker Haffleuchte ein freundlicher Wegweiser, besonders zur Nachtzeit, wenn es galt, die schmale Fahrinne zu finden, Untiefen zu vermeiden und sicheren Kurs zu steuern.



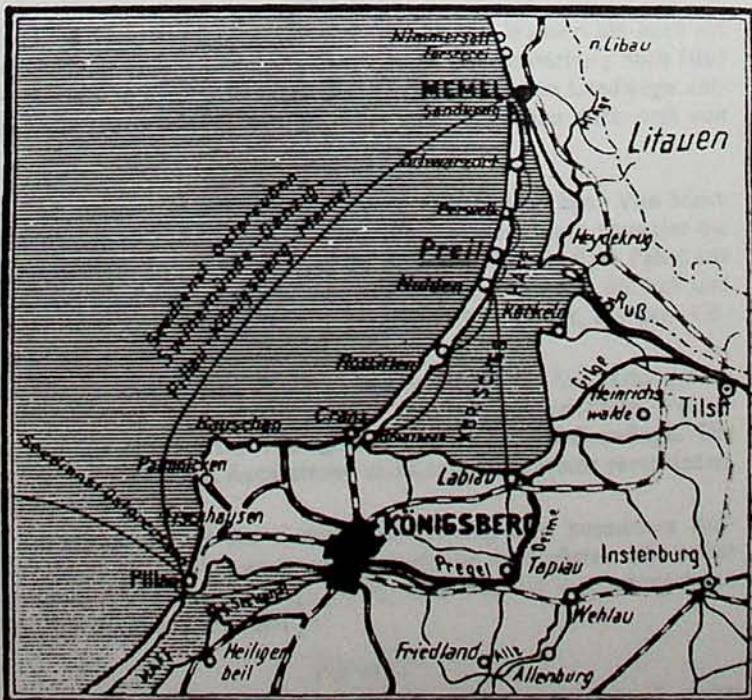
Abend am Haff



Wohl nach Preil



Die auf untenstehendem Verkehrsplan eingezeichneten roten Linien geben die günstigen Verkehrswege (—) (Zug- und (—) Dampfer-Verbindungen) mit dem Ostseebad Preil an.



Wilhelm von Humboldt

schreibt nach einem Nehrungsbesuch:

„Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spalato in Italien gesehen haben muß, wenn einem ein wunderbares Bild in der Seele prägen soll.“

Wohin wird sich das deutsche Publikum in seinen Sommerferien wenden?

„Ins Ausland“ hieß es früher allgemein. Den hochgeschraubten Ansprüchen galt das Heimatische vor dem Kriege nichts. Gemeinsame Not hat einerseits die Völker zusammengeführt, andererseits sie aber auch erkennen lassen, daß in erster Linie es gilt, der eigenen Stammesangehörigen zu gedenken. So hofft die Bevölkerung der Kurischen Nehrung, die bis zur erfolgten Abtrennung des Memelgebiets vom Deutschen Reich mit dem deutschen Volk eng verbunden war, daß dieses ihrer mehr noch als bisher sich erinnern und die Kurische Nehrung, diesen einzigartigen, weil mit ganz eigenartigen Schönheiten ausgestatteten Landstrich, als Reiseziel sich erwählen wird. Neben Nidden und Schwarzort, zwei alteingeführten Badeorten der Kurischen Nehrung, rüstet sich nunmehr auch

Preil

der vielen Nehrungsbesuchern bereits bestens bekannte Fischerort, in erweitertem Umfange Erholungsuchende aufzunehmen.

Preil

als Badeort erst im Entstehen begriffen, liegt 7 km nördlich von Nidden unmittelbar am Haff und mitten im Elchrevier. Die Elchbrüche liegen nur 1¼ km vom Ort entfernt und können bequem zu Fuß in 15–20 Minuten erreicht werden. Das Preiler Elchrevier wird alljährlich von der weitaus größten Zahl der Schwarzort und Nidden besuchenden Badegäste mit Vorliebe aufgesucht. Die Preiler haben die Annehmlichkeit, das Elchrevier in unmittelbarer Nähe zu haben, sodaß Kosten für Fuhrwerke fortfallen. Hohe, mit Kiefern bewaldete Dünen umgeben den Ort. Der Wetzekrugberg, die höchste Düne der Kurischen Nehrung, ist nur 2 km südlich vom Ort gelegen. Dieser und der unmittelbar am Ort gelegene 57 m hohe Preiler Berg bieten eine herrliche Fernsicht. Zwischen dem Fuß der steilen Dünen und dem Dorf zieht sich ein Nadelwaldgürtel hin und bietet schattige Spaziergänge. Zwischen der Düne und der Ostsee liegt das Elchrevier mit seinen Brüchen und wechselnden Laub- und Nadelwaldbeständen.

Preil

ist nach Belieben der Badegäste sowohl auf dem Wasser- als auch auf dem Landwege (von Königsberg über Labiau oder Insterburg nach Tilsit über Memel) zu erreichen. Der Wasserweg ist dem Landwege entschieden vorzuziehen und gewährt den Reisenden nach und von

Preil

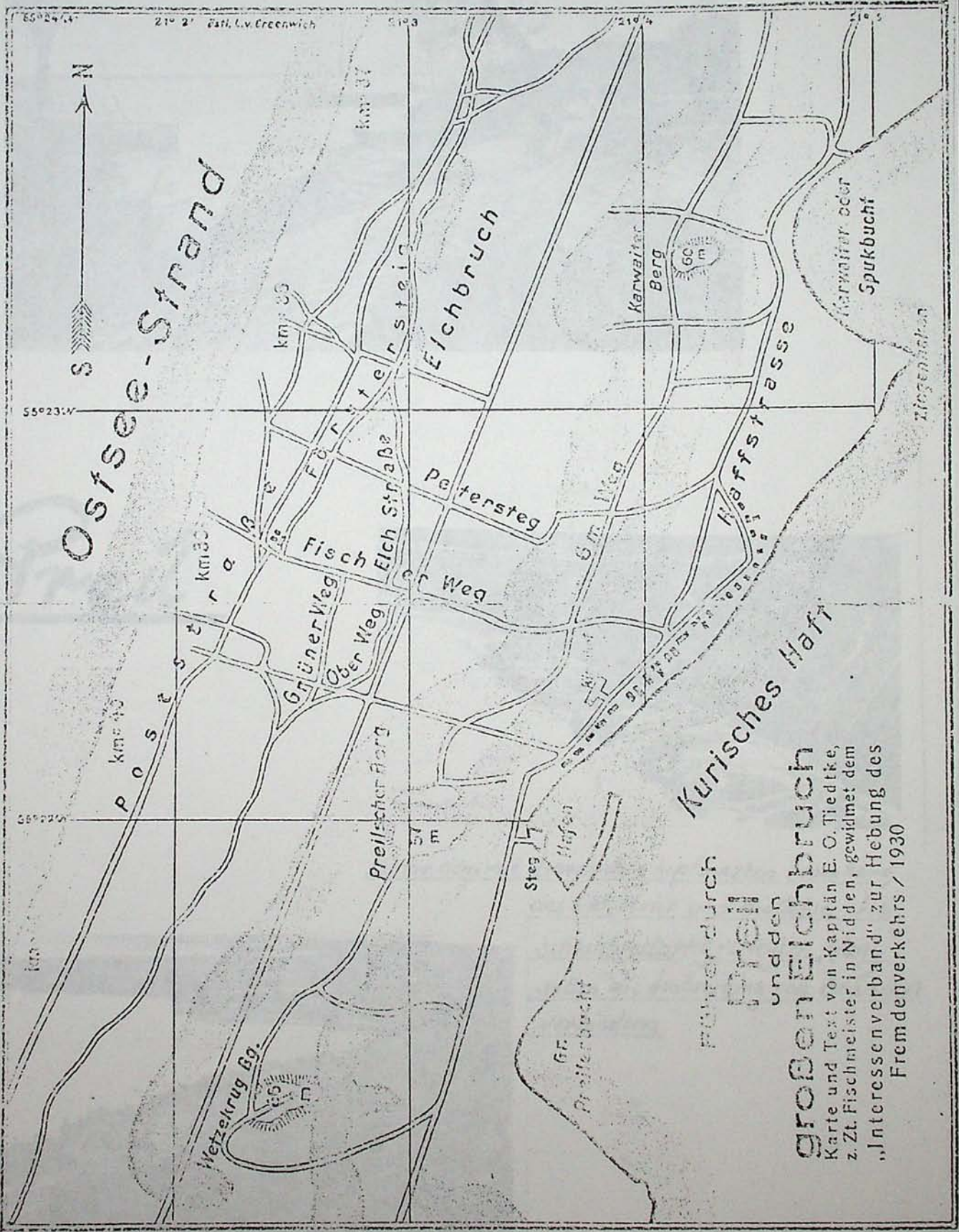
zumal an heißen Sommertagen, unverkennbare Vorzüge. Von Staub und Hitze unbeschwert, bringen neuzeitlich eingerichtete Dampfer die Reisenden über das Kurische Haff in drei- bis vierstündiger Fahrt ans Ziel. Diese Wasserfahrt den Dünen entlang ist ein Genuß für sich und gewährt dem für Natureindrücke Empfänglichen Bilder, die dem Gedächtnis nie entweichen.

Die sauberen **Gaststätten** Preils bieten bei einfacher Ausstattung doch die erforderliche Bequemlichkeit. Schlicht eingerichtete, freundliche, sonnige Zimmer mit Hausgärten harren der Ankömmlinge. Die Preise sind nach Größe, Ausstattung und Lage der Zimmer verschieden, aber nicht hoch.

Der **Verspfligung**, der die Gemeindevertretung ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird, soweit sich die Badegäste nicht selbst beköstigen, Anerkennung gezollt. Die Kost ist wohlschmeckend und reichlich. Man kann sich in

Preil

so einrichten, daß häusliche Gewohnheit und Bequemlichkeit nicht vermißt werden.



Kurisches Hafn

Führer durch
Preil
und den

großen Elchbruch

Karte und Text von Kapitän E. O. Tiedtke,
z. Zt. Fischmeister in Nidden, gewidmet dem
„Interessenverband“ zur Hebung des
Fremdenverkehrs / 1930

Kurische Nehrung - Preil



Preil



Hinter dem mit Zwergkiefern beplanten Dünenhang
das Ekhvervier und die Ostsee. Die
schachbrettartig verlegten „Wage“
sollen die Ausbreitung von Bränden
verhindern



PREIL

Die Gründung des jüngsten Nehrungsdorfes

In Nr. 19/1969 brachte das „Memeler Dampfboot“ einen Bericht über den Untergang des Dorfes Neegeln in den Jahren 1836–54. Die meisten Einwohner blieben beieinander und gründeten die Gemeinde Preil, so benannt nach der Haffbucht.

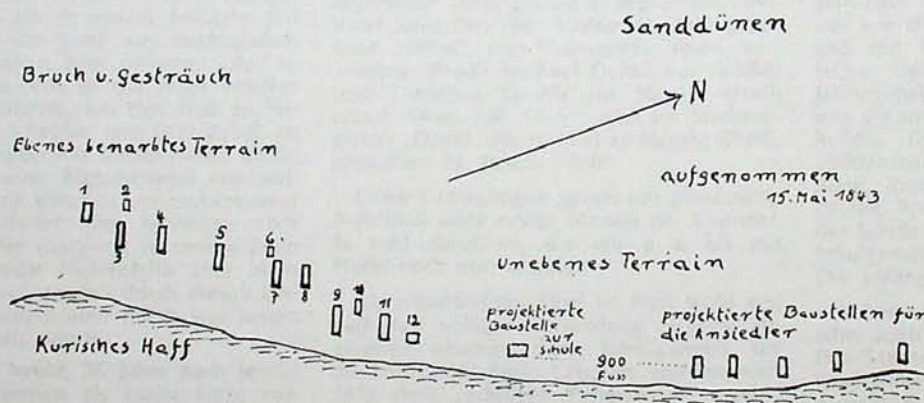
Dieses Dorf war die jüngste Siedlung auf der Kurischen Nehrung. Die Einwohnerzahl wuchs stetig und betrug im Jahre 1935 bereits 220. Schon wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg wurde Preil im Amtsblatt des Memellandes als Badeort verzeichnet. (H. Fuchs: Die Geschichte des Badeortes Preil. Grenzgarten 6/1930)

Galten ehemals im preußischen Staate schon die alten Nehrungsdörfer für Beamte als Verbannungsorte, so traf das für Preil in erhöhtem Maße zu. Noch 1886 veröffentlichte die Königsberger Allgemeine Zeitung eine Mitteilung der Regierung, worin es heißt, daß zur Nehrung „alle renitenten Beamten verbannt werden, damit sie dort in der Einsamkeit Gelegenheit und Muße finden, über Pflicht und Gehorsam nachzu-

Uns werden die Namen der damaligen Hausbesitzer genannt:

1. Wohnhaus des Johann Basticks;
2. Stall,
3. Wohnhaus } des Ephraim Radmacher;
4. Wohnhaus des Johann Detzkeit;
5. Wohnhaus des Johann Rode;
6. Stall,
7. Wohnhaus } des George Pinkis;
8. Wohnhaus des Michael Bastiens;
9. Wohnhaus } des David Sakuth;
10. Stall,
11. Wohnhaus } des Johann Labrenz;
12. Stall.

Es fällt auf, daß hier drei Familien verzeichnet sind, die 1820 im Dorfplan von Neegeln fehlten, mithin wohl später dorthin zugezogen waren, sich dann aber mit den ersten Umsiedlern nach Preil retteten (Basticks, Rode, Sakuth). Andererseits fehlen hier noch Namen, jedenfalls von denen, die später hierher zogen oder in Perwelk und Nidden-Purwin ein Unterkommen fanden.



denken.“ Doch schon in den zwanziger Jahren wurde Preil von Sommergästen gern besucht. 1934 wurden 158, 1935 176 Kurgäste gezählt. Preil hatte also den Schritt vom Verbannungsort zum Badeort in verhältnismäßig kurzer Zeit überwunden.

Heute leben ehemalige Preiler in der Bundesrepublik. Sie werden wohl in stillen Stunden so manches Mal auf der Landkarte des Buches vom Memelland von Heinrich A. Kurschat oder auf der Bildkarte von Richard Pietsch mit dem Finger über das Kurische Haff fahren und in ihrem Heimatort landen. „Da liegt Preil. Dort bin ich geboren.“ Oder: „Meine Urgroßeltern gehörten zu den Gründern dieses Dorfes. – Wo stand ihr Haus? Wer waren damals ihre Nachbarn?“

Der Lageplan vom 15. Mai 1843, entnommen dem Preußischen Staatsarchiv in Göttingen, kann einige solcher Fragen beantworten.

Die Flüchtlinge durften sich nicht wie einst in Neegeln nach Belieben an irgend einer Stelle ihr Haus bauen; die einzelnen Grundstücke wurden vielmehr vom Staate zugewiesen. Die Planung ging, wie die Skizze zeigt, über die Zahl der ersten Siedler hinaus. Auch die Schule wurde erst später von Neegeln hierher verlegt.

Die Entfernung von Haus zu Haus war etwas unterschiedlich, zur Vermeidung von Brandkatastrophen aber größer als in den alten Nehrungsdörfern. Zwischen der Schule und dem nördlichen Nachbargrundstück betrug der Abstand sogar 900 pr. Fuß, das sind etwa 250 m.

Schützender Wald fehlte damals noch. Ziemlich dicht hinter den Wohnanlagen läßt die Skizze Sandhügel erkennen, die nur zum Teil etwas begrünt sind, wenige Schritte weiter aber auch „Bruch und Gestrüch“.

Henry Fuchs

nd Hemd gehörten, und paddelte zum Gasthaus Tauerlauken hinüber, um dort für ein paar Stunden unter „Leuten“ zu sein. Gegen Mittag setzten wir wieder über, um im Dorf die Bratpfanne auf dem Pampus oder dem offenen Lagerfeuer zu schwingen. Viel Fisch wurde getibbert und über dem Feuer geröstet, so recht nach Zigeunerart, und es mundete herrlich. Dann aarten wir uns in der Sonne, badeten ausgiebig, und so Klock fünf ging's abermals zum Krug, um das Tanzbein zu schwingen. Bandonium, Schlagzeug und Stehgeiger spielten auf. Jung und alt aus Stadt und Land haften sich mit dem Schiffchen oder Pferdefuhrwerk ein Stelldichein unter den alten Bäumen im Garten gegeben. Kaffee und Kuchen, Bierstüchens oder ein Karaffche mit Pfefferminz- oder Kirschlikör standen auf den Tischen. Man plachanderte oder schmiegte sich im Takt der Musik an seine Auserwählte.

Der Abend nahte. Unentwegte schwofen weiter, aber es waren nur wenige. Wir bauten unsere Zelte ab, verstaute unseren Zigeunerkrempel in die Boote und gondelten gemächlich dangeabwärts unseren Bootshäusern zu.

Viele Male besuchten wir jene von Büschen dicht umstandene Halbinsel. Immer war es ein schönes Erlebnis, im Kreise guter Kameraden so recht nach herzenslust auf jenen kaum dreißig Metern im Umkreis unserer Lebensfreude freien Lauf zu lassen.

Doch das Fleckchen wurde noch schöner und lieblicher, als in einem Frühjahr der Eisgang jenen von Land aus zugänglichen schmalen Fdrücken zum östlichen Ufer so stark eindrückte, das es nur noch weniger Spatenstiche bedurfte, um den Fluß zu begradigen. Erich Scheffler und Emil Zabel, so glaube ich, sorgten mit dieser Arbeit dafür, daß nunmehr eine Zigeunerinsel entstand! Somit waren wir gänzlich vor unliebsamen Besuchern geschützt, die bisweilen vom linken Dangeufer neugierig in unsere Zelte lugten. Die große Flußschleife aber blieb der Hauptflußlauf, so daß durch diesen Eingriff der Kanutenzigeuner nichts von jenem Dyll verschandelt wurde.

Wie mag es heute, 36 Jahre nach jenem Tag – dort aussehen als (siehe Foto) von

links im Zeltgiebel Willy Lippke, Helmut Vorkampf, Hans Luschnath, Kurt Gruß, Siegfried Gröger, Erwin Pastowski (mit weißem Krätzchen), Hansi Jaudschum, Horst Sabrowsky, Ruth Honner, Erich Steppath, Heta Baier, Walter Vorkampf, Helene Muskat,

Willy Sabrowsky, der Bürgermeister vom Zigeunerdorf, Gertrud Jaudschim, Frau Bürgermeisterin, Helmut Saffran, Gertrud Dickhäuser, Jonny Köhler, Adi Gloschat und, lang liegend, Henry Krullis, unsere geliebte Zigeunerinsel besuchen?

Die Geschichte des Badeortes Preil

Von Henry Fuchs

Preil ist die jüngste Ortschaft auf der Kurischen Nehrung. Einwohner Negelns gründeten sie, als ihre alten Heimstätten zwischen Schwarzort und dem heutigen Perwelk in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versandeten. Unbekannt ist, wer dieser neuen Siedlung den Namen gab. Möglich, daß ihn der südlich davon liegende Haken und die anstoßende Bucht schon trugen. Für die Dorfstelle fand er erst im Verlauf einiger Jahre allgemeine Anwendung. Selbst im amtlichen Verkehr wurde in erster Zeit stets Neegeln als Wohnort genannt und „Preil“ nur in Klammern dazugefügt. Urkunden dieser Art finden wir in den Personenstandsregistern der Kirche Schwarzort. Dort ist als erster Täufling von „Negeln (Preil)“ verzeichnet: „Maryke, geboren 1. September 1846, getauft 6. September 1846, Vater Janis Detzkeit, Mutter Annorte geborene Heins.“ Im Trauregister lesen wir: „Negeln (Preil): Michael Gulbis aus Nidden und Dorothea Sakuth aus Negeln (Preil) copul. 14ten Juli 1846“, und im Sterberegister: „David Sakuth, Wirt zu Negeln (Preil), gestorben 23. Januar 1846“.

Diese Eintragungen geben uns gleichzeitig Aufschluß über einige Namen der Gründer. Es sind dieselben, die wir u. a. bis zur Flucht nach dort antrafen.

Als selbständiges Dorf ist Preil wohl erst nach fast völliger Versandung Negelns angesehen worden; denn Verfügungen, die die Einwohner Preils betrafen, wurden noch 1848 dem „Schulzen Pelleikis in Negeln“

zugestellt. Das nächste Jahr aber brachte die endgültige Loslösung der neuen Dorfschaft von Negeln. Zu Preil gehörten jetzt „zwölf Feuerstellen mit vierundachtzig Seelen“, zu Negeln nur noch „fünf Feuerstellen mit zweiundvierzig Seelen“. Gemeindevorsteher blieb Pelleikis, der inzwischen auch seinen Wohnsitz hierher verlegt hatte.

In dieser Zeit wurde Nidden als selbständiges Kirchspiel von Schwarzort abgetrennt (Regulativ vom 15. 9. 1849), und Preil gehörte fortan dem neugegründeten Kirchspiel an, während Negeln, das jetzt jedoch nicht mehr als Dorfschaft betrachtet wurde, bis zum vollständigen Untergang der Seelenpflege des Pfarrers von Schwarzort verblieb.

Im Jahre 1849 wurde die Schule von Negeln nach Preil verlegt. Das kleine Gebäude war wie die Fischerhäuser aus Holz erbaut und mit Rohr gedeckt [1854]. Der erste Lehrer hieß Jauzims (oder Jauzimies). Sein Jahresgehalt betrug vierzig Taler, freie Weide und Brennmaterial. Er und seine Nachfolger Rohde, Döhring und Mikloweit waren „Schulmeister“ ohne seminaristische Vorbildung. Ihnen folgten als „richtige“ Lehrer Pauleit, Sperling, 1875 Raschuschki. Patron der Schule war der König von Preußen. Zur Schulgemeinde Preil gehörte auch Perwelk. Die anfängliche Schülerzahl betrug 10–15.

Sicher vor Wanderdünen waren die Fischer auch an ihrer neuen Dorfstelle nicht. Das Sandtreiben war so stark, daß es beispielsweise nicht möglich war, das Schulgrundstück einzuzäunen. Der Schulbrunnen versandete derart, daß er alljährlich von Gemeindegliedern ausgeräumt werden mußte. Noch nach Jahrzehnten hören wir Klagen über Versanden des Begräbnisplatzes. Erst 1877 wurde der „Anfang zu einer Plantage im Preiler Bezirk längs dem Seestrande gemacht“. Aber auch jetzt noch kam es vor, daß Häuser durch treibende Sandmassen erdrückt wurden, so daß sie an anderer Stelle neu aufgebaut werden mußten. Sehr dürrig war unter diesen Umständen die Viehweide, die den Einwohnern auf forstfiskalischem Gebiet am Seestrande zur Verfügung stand. Die einzige Verdienstmöglichkeit war daher die Fischerei. Sämtliche lebenswichtigen Dinge wurden vom Festlande herübergeholt. Erst 1878 richtete R. Naujok ein „Schank- und Materialwarengeschäft“ ein. In Negeln hatte ein Krug bestanden.

Diese dauernden Wirtschaftssorgen entschuldigen zum Teil vielleicht die Nichterfüllung der kirchlichen Pflichten. Obwohl schon 1852 ein Preiler Fischerwirt (Michel Pelleikis) in den Kirchenvorstand gewählt worden war, zahlten die Preiler dem Pfarrer nicht Kallende und Zaungeld. Auch trugen sie 1887/88 nichts zum Bau der Niddener Kirche bei. Auf Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber darf aus dieser Handlungsweise wohl nicht geschlossen werden; denn man sah es andererseits doch wieder gern, daß ihr Lehrer in Nidden Lesegottesdienst abhielt, damit die Sonntagsandachten bei



Blick von der Gwilder Wand

Reizvoll war der Blick von der Gwilder Wand auf das Tal der Dange mit den buschgesäumten Ufern. Winzig klein ist von hier oben das Paddelboot mit dem Kameraden. Das Boot des Photographen liegt am Ufer unterhalb der Steilwand.

Nichtbesetzung der dortigen Pfarr- und Lehrerstelle nicht ausfielen.

Große Begebenheiten sind aus der Folgezeit nicht zu berichten. Die Arbeit war immer die gleiche, manchmal mehr einbringend, zuweilen weniger lohnend; doch stand sie stets im Mittelpunkt alles Denkens. Verschiedentlich schreckte ein Hausbrand die Einwohner aus dem täglichen Einerlei. Die Einwohnerzahl wuchs unbemerkt. Das Steigen der Schülerzahl fiel auf, als 1885 das Schulgebäude erweitert werden mußte. Die Lehrer wechselten oft: 1882 Pauleit, 1884 Gustav Pfeiffer. Letzterer erkrankte beim Schlittschuhlaufen. Ihm folgte 1885 Robert Petroschka (1930 Lehrer i. R. in Prökuls). Dieser berichtet in der Chronik von einem außergewöhnlich strengen Winter mit großen Schneemassen (1887/88), die den Fischereibetrieb bedenklich erschwerten. Bei eintretendem Tauwetter umspülte das Wasser das Fundament der Schule. Der ganzen Gemeinde zum Schicksalsschlag wurde der nächste Winter. Alle niedrig liegenden Häuser standen einige Wochen lang im Wasser. „Bis über den Brunnen“, so erzählt Lehrer Kaschkat (1889-1902), „schlugen die Wellen“. Eine dünne Eisdecke machte die Fischeerei unmöglich. Die Folge war Hungersnot. Landrat Cranz bat die Kaufleute von Schwarzort und Nidden, den Hartbedrängten einen halbjährigen Kredit zu gewähren.

Noch immer war die Versandungsgefahr nicht behoben. Die hohen Dünen standen unheimlich nahe. Da entschloß sich die Regierung, diese durch Strafgefangene bepflanzten zu lassen. Zur Verminderung der Abspülungsgefahr wurden 1898 mit Strauch und Steinen Spickdämme gebaut und dazwischen Rohranpflanzungen angelegt. Das Ufer wurde mit Weidenstecklingen bepflanzt. Die Kosten trugen Kreis, Provinz und Ministerium; die Gemeinde verpflichtete sich nur, die Arbeiten instand zu halten.

Eine Diphtherie- und Typhuseuche raffte zu dieser Zeit fünf Schüler und mehrere kleinere Kinder dahin.

Lange schon hatten die Perwelker Klage geführt über den weiten Schulweg. Es war vorgekommen, daß sie ihre Kinder in manchem Wintermonat gar nicht zur Schule schickten. 1901 erhielt Perwelk eine eigene Schule. Die Schülerzahl sank damit für Preil auf 32, betrug aber 1910 schon wieder 51. Am 20. August 1902 brannte das Schulgebäude in den Vormittagsstunden ab. Bis zur Fertigstellung des neuen im Juli 1908 waren Klasse und Lehrer (1902 Otto Steinbeck, 1904 Hans Saemann) notdürftig in einem Fischerhause (Wilh. Radmacher) eingemietet.

Durch ein Verwaltungsstreitverfahren wurde entschieden, daß Preil keine Gemeinde, sondern ein Teil des forstfiskalischen Guts-

bezirks Klooschen sei; seit 1908 wurde es dem Gutsbezirk Schwarzort angegliedert. Die Einwohnerzahl betrug 1904 208, 1910 230.

Nach der Jahrhundertwende wurde gegenüber der bisherigen schwierigen Wirtschaftslage ein gewisser Wohlstand unverkennbar. Damit wuchsen auch die geistigen Interessen. 1907 konnte ein gemischter Chor gegründet werden. Sommerfeste wurden veranstaltet, und Weihnachtsfeiern vereinigten die ganze Gemeinde in der Schule. 1913 gelang es Lehrer Jagstaidt sogar, die Eltern von dem Wert eines Schulausfluges nach Memel und Tauerlauken zu überzeugen, so daß hierfür die nötigen Gelder aufgebracht wurden. Der vaterländischen Gesinnung der Bewohner kam Lehrer Wichmann seit 1913 durch Ausgestaltung der patriotischen Feste entgegen.

Einen besonderen Zeitabschnitt bildete auch für dieses entlegene Nehrungsdörfchen der erste Weltkrieg. Am 2. August 1914 rückten die Reservisten mit Dampfer „Cranz“ nach Königsberg und der Landsturm mit Dampfer „Memel“ nach Memel ab. Feuerchein leuchtete abends von der Grenze herüber. Mit großer Begeisterung wurden die Heeresberichte erwartet. Flaggenschmuck gab es nach der Schlacht bei Tannenberg. Kriegselend blieb nicht aus. Flüchtlinge von Memel füllten vom 20. bis 25. März 1915 das Dorf. Sie zogen dann nach Nidden weiter. Auf der Rückwanderung nahmen nur wenige ihren Weg durch Preil. Die Verlustliste meldete den Heldentod des Torpedomatrosen Johann Radmacher und des Pioniers Friedrich Peleikis. Alle Einwohner über zehn Jahre erhielten einen Ausweis mit Lichtbild. Von Nidden aus wurde die Aufsicht über den Personenverkehr ausgeübt. Die Schule legte ein Kriegssparbuch an. Bald waren von den Fischern 1100 Mark eingezahlt. Eine Sammlung für die Kriegswaisen im Dezember 1915 ergab 29 Mark. Seit April 1916 bestand eine Küstenwache: ein Unteroffizier und vier Mann. Bei Detzkeit wohnten zwei russische Kriegsgefangene. Eingezogen waren 26 Mann. Zur besseren Ausnutzung des Tageslichts wurde am 1. April 1916 die „Sommerzeit“ durch Vorstellen der Uhren um eine Stunde eingeführt. Das Sedanfest wurde fortan mit der Tannenbergfeier verbunden. Schulunterricht wurde nur dreimal in der Woche durch Lehrer Mertineit aus Perwelk abgehalten, weil Lehrer Eglins eingezogen wurde. 1918 kehrte er nach schwerer Verwundung heim.

Die Fischer verdienten in dieser Zeit gut, weil andere Lebensmittel knapp wurden. Es war ihnen daher möglich, zur 5. Kriegsanleihe 2522 Mark aufzubringen. Selbst 1917 herrschte noch keine Not. Die Wirte weigerten sich, in den Holzschlag zu gehen, weil sie es nicht nötig hatten. Seit dem 20.

Wer hilft?

„Nachdem ich vom ersten Anfang des „Memeler Dampfboots“ mit seinem Erscheinen in Oldenburg (Oldb) an Ihre treue und dankbare Leserin gewesen bin, muß ich nun leider mein Abonnement dieser lieben Heimatzeitschrift aufgeben, wenn es mir auch sehr schwerfällt. Ich bin seit einigen Monaten in einem Altersheim und die Kosten sind so groß, daß jede nicht absolut notwendige Ausgabe gestrichen werden muß.“
N. N.

Unsere Bitte geht an materiell bessergestellte Landsleute — Patenschaftsabonnements für solche minderbemittelten Landsleute zu übernehmen, die den Bezugspreis nicht aufbringen können.

Mit Ihrer Bereitwilligkeit helfen Sie auf diese Weise, ein wenig Freude in Einsamkeit und Not zu bringen. Wir haben eine ganze Reihe von „Sorgenkindern“ und bitten deshalb:

**Spenden Sie
Patenschaftsabonnements!**

**VERLAG
DES MEMELER DAMPFBOOTS**

Februar 1917 wurden aber die Fische beschlagnahmt, und damit sanken die Preise auf behördlich festgesetzte Ziffern. Den Fischern wurde es untersagt, ihre Fänge auf dem Markt feilzubieten. Sie mußten alle Fische dem Händler Detzkeit abliefern. Im nächsten Winter bequemten sie sich zum Holzverschlag. Begeisterung und Siegeszuversicht blieben lebendig. Davon zeugte eindeutig die Sammlung zur 6. Kriegsanleihe, die mit 5000 Mark abgeschlossen wurde. Die meisten Fischer kehrten heim zur Versorgung der Heimat. Zwei Berliner Kinder wurden zur Erholung aufgenommen. Noch eine Kriegsanleihe wurde 1917 erhoben. Sie fiel gering aus, weil neue Netze gekauft werden mußten. Doch wurden 1918 zur 8. Kriegsanleihe wieder 4200 Mark gezeichnet. Außerdem brachten die Preiler zur Ludendorffspende 130 Mar auf.

Das Kriegsende brachte dem Ort vorläufig keine wesentliche Veränderung. Schmerzlich empfunden wurde der plötzliche Zusammenbruch; doch bald wendete sich das Hauptinteresse auf die Frage der Abtretung.

Auf die gute Verdienstmöglichkeit während des Krieges folgte in den nächsten Jahren ein Rückschlag. Etliche junge Leute wanderten deshalb aus, veranlaßt zum Teil auch durch den Gedanken an eine Militärpflicht im neuen Staate. Die Fischer schlossen sich 1922 zur Durchführung gemeinsamer Wirtschaftsinteressen zu einem Verein zusammen. Erlangt wurde der Bau eines Dampferanlegesteges, der am Tage der zweiten Landtagswahl (30. 8. 1927) eingeweiht wurde, beim Eisgang im kommenden Januar aber in einer Nacht in Trümmer ging. Wieder mußte zu jedem Marktdampfer angebootet werden, und diese Beschwerlichkeit bildete ein Hindernis für den Ausbau Preils zum Badeort, dem nächsten Ziel der Einwohner.

Amtlich wurde Preil schon 1929 in der Reihe der memelländischen Ostseebäder genannt. Damit begann für diesen jüngsten Nehrungsort ein neuer Zeitabschnitt: Preil als Badeort.

Gefesselte
Düne
bei Preil



an die Goldinger Ordensbrüder Anfang des 14. Jahrhunderts – veräußert. Die Händler oder Aufkäufer wohnten wie auf Schonen so auch in Memel in „Buden“; damit kann evtl. auch die ursprüngliche Bedeutung der Buden (= Strandhäuschen) im Bereich des Memeler Strandes auf der Kurischen Nehrung geklärt werden.

Übrigens gibt es auf der westlich Rügen vorgelagerten Insel Hiddensee noch heute einen kleinen Küstenort namens Vitte. Das Vorhandensein dieser Ortschaft belegt somit zweifelsfrei, daß das Wort Vitte nichts mit den preußischen Witingen zu tun haben kann.

So ergibt sich auch eine andere Deutung der von Kurchat (S. 247) zitierten „Fidtner“ im Jahre 1595: Es handelt sich um Bewohner

der Vitte bei Memel, die Vitte ist aber nicht der Wohnplatz der Witinge, wie Kurchat meint. Auch ist aus dem Marienburger Treßlerbuch gar nicht eindeutig ersichtlich, daß die erwähnten Memeler Witinge auch bei der Ordensburg wohnten. Sie erhielten in allen Fällen für nicht näher bezeichnete Dienstleistungen vom Marienburger Treßler Barentlohnungen, bei einigen wird sogar notiert, daß sie „of eyn ganz yar ken der Memel zogen“, also dort nur vorübergehend Dienst taten.

Erstaunlich ist die Tatsache, daß sich das ursprüngliche Wort Fitte nicht nur in der Ortsbezeichnung Bommelsvitte bis in unser Jahrhundert erhielt, sondern daß dieser Ort bis zuletzt – wie vor über 500 Jahren – Wohn- und Handelsplatz der Memeler Fischer war.

Dr. Gerhard Willoweit

Noch eine Sage erinnert an Alt-Neegel:

Geisterbeschwörung

In der Zeit, als die Kurische Nehrung noch eine wichtige Verkehrsstraße zwischen Memel und Königsberg bildete, lag zwischen den heutigen Dörfern Schwarzort und Perwelk der Ort Alt-Neegel. Dort strandete einst ein großes Schiff. Keiner der vielen Mitfahrenden konnte gerettet werden. Unheimlich war es seitdem in dieser Gegend. Niemand konnte vorbeifahren. Immer erschienen die Geister der Ertrunkenen und spickten mit spitzen Knochenfingern nach Fuhrmann und Pferden. In arge Verlegenheit kam hierdurch besonders der Posthalter von Nidden. Kein Knecht wollte mehr die Post befördern.

Da versammelten sich in der Niddener Krugstube die Männer des Dorfes, um über die Beschwörung der bösen Geister zu beraten.

Ein Fischer schlug vor, sich an den katholischen Pfarrer in Neustadt zu wenden. Niemand wußte was Besseres, und so wurden drei Männer dorthin entsandt.

Inzwischen wuchs die Erregung. Aber schon nach einer Woche war die Abordnung zurück: „Ein Reiter soll an eine strohbesteckte Stange ein weißes Tuch anbinden und damit auf die Geister stoßen, wenn diese wieder auf ihn zukommen.“

„Ja, so werden wir das machen“, entfuhr es einem jüngeren Fischer etwas vorlaut. Andere gaben ihre Zustimmung mit bedächtigem Kopfnicken; keiner widersprach. Als aber der Schulze fragte, wer es denn machen wolle, wurde es auf einmal auffallend still in der Versammlung. Jeder hatte gerade etwas zu tun; die meisten stocherten in ihrer Pfeife herum oder zogen umständlich den Tabaksbeutel aus der Tasche.

„Nun ja, einer muß es doch versuchen“, nahm der Schulze etwas unsicher wieder das Wort. „Ich selbst bin ja schon zu alt dazu.“

Die Blicke wandten sich suchend auf die Jüngeren.

„Ich bin auch schon Familienvater.“

„Ich habe kein Pferd.“

„Meinetwegen können die Geister dort bleiben!“

So und ähnlich wurden kleinlaut Entschuldigungen gemurmelt.

Schließlich wollte es doch jemand wagen, ein ziemlich handfester Bursche. Natürlich müsse solch eine aufopfernde Tat entsprechend belohnt werden.

Er tat, wie ihm geheißen. Die Geister fuhren brausend in die See.

Seitdem kann jeder wieder unbehelligt die Nehrungsstraße entlangziehen.

Henry Fuchs

NEEGELN

Erinnerungen an versandete Nehrungsdörfer

Wir Memelländer wissen, daß in geschichtlicher Zeit acht Dörfer der Kurischen Nehrung von Wanderdünen verschüttet wurden. Ihre Ortsnamen werden nur noch auf Spezialkarten festgehalten. Mehrere andere Siedlungen wurden unter Beibehaltung ihrer Namen verlegt (z. B. Nidden, Pirkoppen).

Das zähe Ringen mit den anstürmenden Sandmassen schildert die Literatur nur von wenigen Ortschaften (Carwaiten, Kunzen, Alt-Nidden).

Fast vergessen ist der Untergang von Alt-Neegel in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dort wurden die meisten Einwohner von der Cholera hingerafft.

Eine Sage gewährt uns Einblick in jene Not. Danach versuchte man, den Kranken mit „Schrecken“ zu helfen: man begoß die Fiebernden mit kaltem Wasser aus dem Abzugsgraben oder Bächlein.

Wieder stehen zwei Fischer mit ihren Eimern am Graben. Plötzlich ist ein fremder Mann vor ihnen. Die Fischer erschrecken, fassen hastig ihre Eimer und... „Bleibt stehen“, ruft der Fremde, „sonst müßt ihr sterben!“ Sie wenden sich: der Cholera-Mann ist fort. Sie beide aber gehören zu den wenigen Überlebenden des Dorfes...

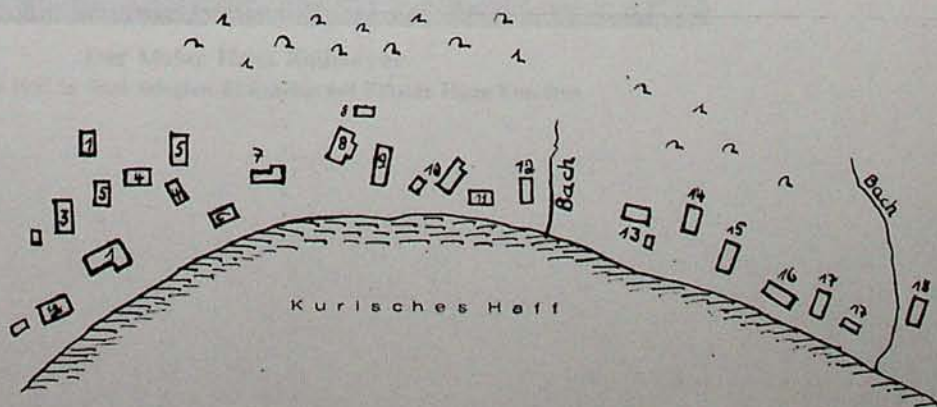
1763 verlassen die letzten ihre Hütten. Rinnender Sand breitet sich bald gnädig über das Cholerafeld aus.

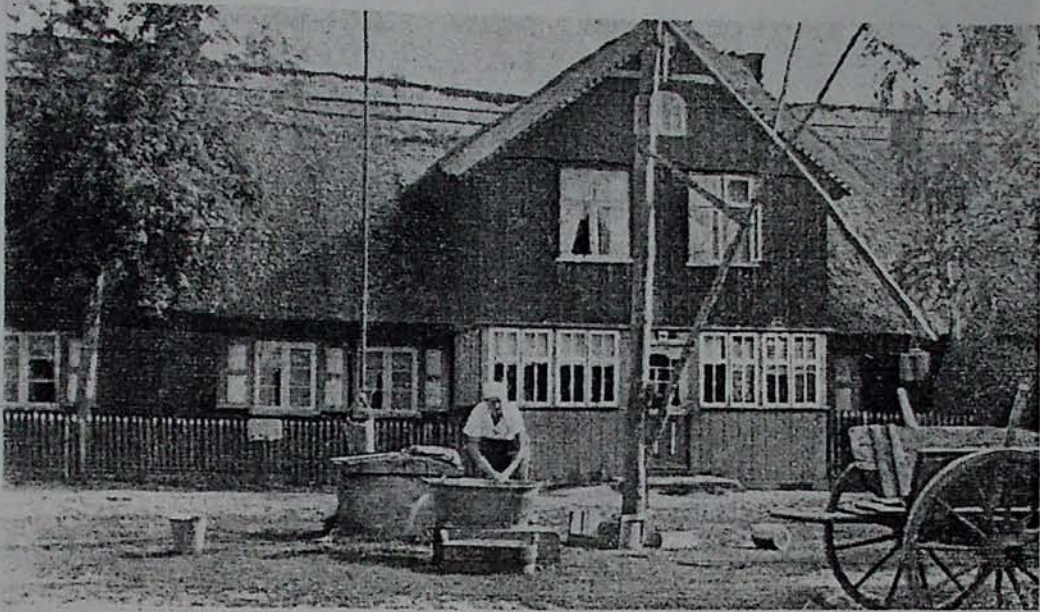
Neu-Neegel (amtlich: Neegel) erschien den Flüchtlingen als sicherer Wohnort. Buschwerk und Wald schützten gegen Dünengefahr. Niedriger Grundwasserstand läßt die Gärten grünen. Freilich gibt es noch keine Dorfstraße; aber die fehlt ja auch den größeren Nehrungsorten. Jeder Ankömmling sucht sich sein Plätzchen, und bald stehen 18 Häuser am Hafufer. Sie sind unterschiedlich groß; einige haben sogar Vorlauben. Erst im Juli 1820 werden die Grundstücke amtlich vermessen. Aus der Fischersiedlung ist ein Dorf geworden, sogar ein Schulort.

Die Fischer sind uns dem Namen nach bekannt (s. Planskizze). [Die Namen sind nach der Archiv-Urkunde, in Klammern von mir.]

1. Schulz, Labrenz
2. Adam Freidenfeld
3. Hans Szillus
4. Martin Pinkis
5. Fritz Kokies
6. Ephraim Radmacher
7. Friedrich Radmacher
8. - -
9. Fritz Daetzkaitis
10. Friedrich Freidenfeld
11. Jurge Pinnis (Pinkis?)
12. Hans Pinnis
13. Schule
14. Christoph Pippis
15. Ephraim Feege (Foege?)
16. Chip Pinkis
17. Michel Pinkis
18. Eigenkätner Radmacher

Die glückhaften Jahre währen nicht lange. Der Waldstreifen kann die wandernde Düne nicht aufhalten. 1836–1854 muß die Dorfstraße aufgegeben werden. Die Fischer gründen Preil; einige ziehen nach Perwelk und Purwin (= nördlichster Teil von Nidden).





Das ist der Dorfbrunnen in der Gemeinde Preil, in der Fritz L. jahrelang zum Wohle seiner Landsleute als Bürgermeister wirkte.

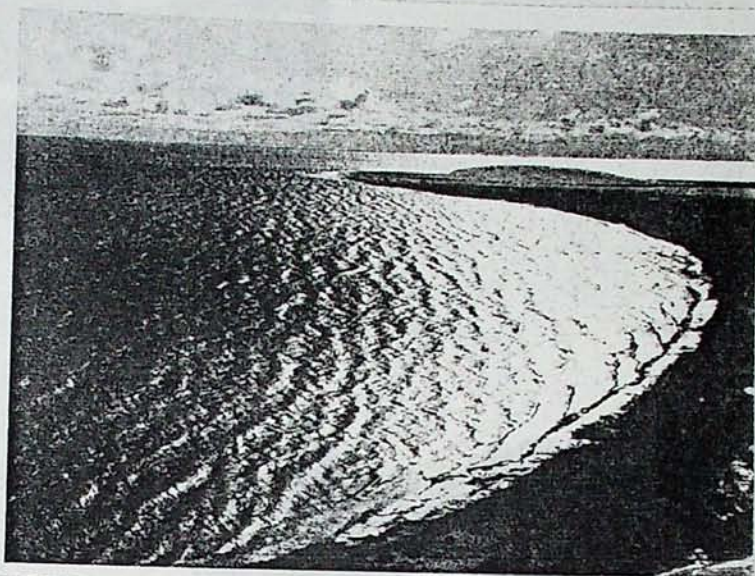


Der Maler Hans Kallmeyer
mit einem 1935 in Preil erlegten Elchgabler mit Förster Hans Kurschus

Wie lautes Silber

*sehen die Haffeswellen im
harten Gegenlicht aus. Hin-
reißend schön ist der Schwung
der Bucht bis zur Spitze des
Hakens.*

Aufn.: Inst. f. Ausl. Bez.





43. Dänenterrhof bei Veell (Kur. Nehrung).

Escherhachzeit
in Veell



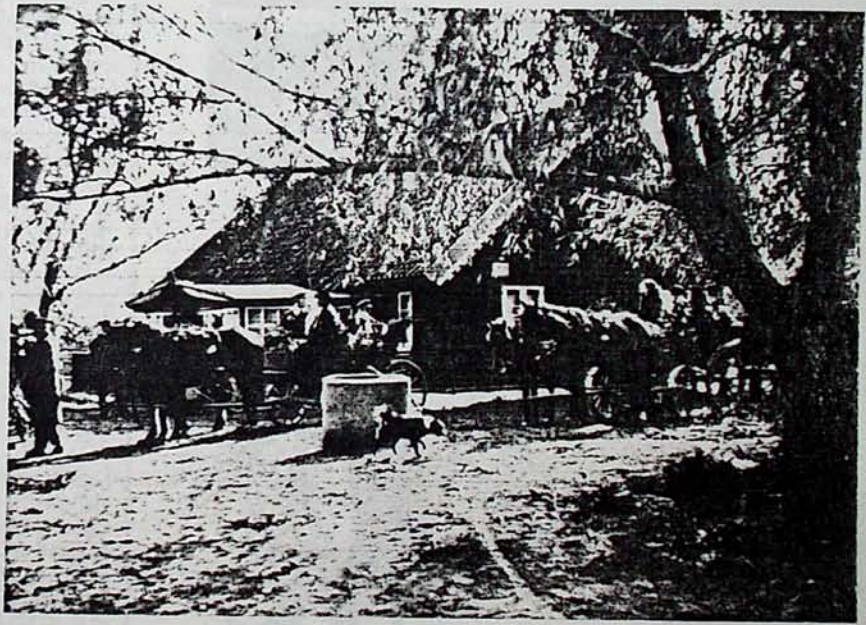
Breite Räder zum Fahren im Sand



Ein jungvermähltes Paar



Fischerhochzeit
in Preil



Schlittenfahrt der Nehrungsfischer über See von Preil nach Memel

Wir sind es von unsern Nehrungsfischern im Winter gewohnt, daß sie mit Pferdeschlitten über das Eis zum Markt nach Memel kommen. In langen Kolonnen pflegen sie den Weg über das Kurische Haff von Nidden, Preil und Perwelt hierher zu machen. Sie überqueren meistens das Haff nach der Festlandsseite zu und fahren weiter am Ufer entlang von Ninten bis Schmels, um von dort ihre Fangzeugnisse auf dem Landwege zur Stadt zu bringen. Seit Jahrzehnten ist es so gewesen, weil das Haff, wenn es auch zufror, immer schwache Eisstellen aufwies, so daß die Fischer sicherheitsshalber die durch sogenannte Futen bezeichneten Wege benutzten. Daß sie aber jemals über das Eis der See nach Memel gekommen sind, dessen können sich auch die ältesten Fischer nicht entsinnen. Es soll allerdings vor achtzig Jahren ein so strenger Winter gewesen sein, daß die Nehrungsfischer von Preil auf dem Eis der See nach Rositten gefahren sind. Das wußte uns ein Fischer zu erzählen, dessen Großvater diese Fahrt gemacht haben soll.

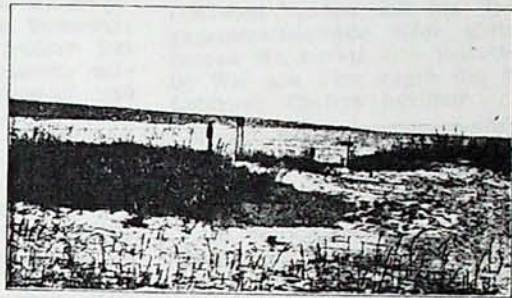
Was vor achtzig Jahren der Fischer erlebte, haben wir auch in diesem Winter zu verzeichnen. Dem Freitag nachmittag kamen acht Fischer aus Preil und Perwelt mit ihren Pferdeschlitten, auf denen sie je nach der Bespannung zehn bis fünfzehn Zentner Fische geladen hatten, über das Eis der See nach Sandtrug und fuhren dann mit ihrer Ware über das Tief direkt auf dem Neuen Markt auf. Sie haben diesen Weg über See deshalb gewählt, weil infolge Schneeverwehungen auf dem Haff die Beförderung von Lasten weit schwerer ist. Während sie die etwa 40 Kilometer lange Strecke in etwa dreieinhalb Stunden zurücklegten, brauchte ein anderer Fischer aus Preil, der Freitag über das Haffeis nach Memel kam, etwa zehn Stunden.

Wie die Fischer erzählen, sind sie auf dem Eise fünfzig bis hundert Meter vom Seestrande entfernt gefahren. Hin und wieder hat das etwa 25 Zentimeter starke Eis kleine Risse, die jedoch mit so starkem Neueis überzogen sind, daß es ebenfalls die Last getragen hat.

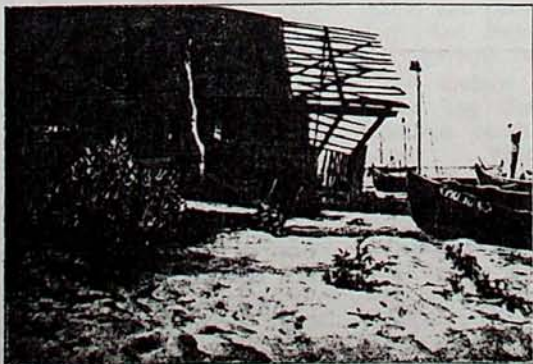
Allerdings ist nicht die ganze Fahrt von Preil nach Memel glatt vonstatten gegangen. Bis die Fischer die See erreichten, hatten sie große Schwierigkeiten zu überwinden. Denn am Seestrande von Nidden bis etwa Schwarzort zieht sich eine aus Eis und Schnee gebildete Mauer entlang, die bei Preil die Höhe von etwa dreieinhalb Metern erreicht. Wohl konnten die Fischer die Spitze der

Mauer, die flach anläuft, gut erreichen; doch mußten sie, oben angelangt, die Pferde ausspannen und auf das Eis hinterführen, da vor der Mauer an der Seeseite Schnee zusammengeweht ist. Durch diesen Schnee ließen sie die Schlitten von der Mauer allein hinunterlaufen. Aber auch dieses Hindernis wurde bald überwunden, wenn auch bei der raschen Rodelfahrt einige Risten von den Schlitten in den Schnee fielen. Die ausgestreuten Fische waren bald wieder in die Risten verpackt und auf die Schlitten geladen. Die Seefahrt über das Eis nach Memel konnten nun beginnen.

Wir wünschen unsern braven Fischern, daß sie die Rückfahrt über See ebenso glatt überziehen möchten.



In der letzten Zeit veranbeter Kirchhof (bei Preil).
Aus dem „Führer durch Memel und Umgeb.“



Fischerhaus in Preil, durch Flugland und Wasser zerföhrt.
Aus dem „Führer durch Memel.“

Lewald reist über die Kurische Nehrung nach Memel

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Wie Joh. Fr. Reichardt (siehe MD, Seite 133 d. Jg.) in der uns so großartig erschienenen Einsamkeit und Öde der Kurischen Nehrung, die er 1763 bereist hatte, nur das Schreckhafte, die beängstigende Verlassenheit, die drohenden Naturgewalten sah, so erging es auch dem 14jährigen Königsberger Carl August Lewald. Er war 1792 geboren und gibt in seinem zwölfbändigen Buch „Ein Menschenleben“ (Leipzig 1844, 1. Bd. S. 24–85) von der Nehrung eine zwar interessante, aber keineswegs naturbetonte Schilderung. Auch bei ihm stehen Mühsal der Reise und die Menschen im Vordergrund, nur ein Sonnenaufgang vermag ihn zu begeistern.

Lewald, der Sohn eines aus Polen eingewanderten jüdischen Kaufmanns, war literarisch und künstlerisch interessiert und begabt. Als Dreizehnjähriger schon las er den Don Quijote und Vasaris Künstlerbiographien. So wurde er nach der Teilnahme am Befreiungskriege Schauspieler, Theaterdichter, Theaterleiter und äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der in den Spuren E. T. A. Hoffmanns zu wandeln versuchte. Doch was bei diesem Dämonie und Sehnsucht nach dem Ewigen hinter den Dingen ist, wirkt bei Lewald platt, albern und schwülstig, so daß alle seine Dramen, Gedichte und läppischen Novellen heute mit Recht vergessen sind.

Dagegen ist die Beschreibung seines unsteten Lebens, die er selbst literarisch gering erachtete, noch heute sehr interessant, denn er schildert seine Zeit und sein Erleben derselben mit hellen Augen und großer Anschaulichkeit. So fesselt auch seine Memeler Reise den Leser.

Er fuhr mit seiner Mutter im Spätsommer 1806 nach Kurland. Da sie weder „mit den Schaakener gehen“ wollten, weil die Reise von Schaaken mit dem Boot wegen der Stürme und Wellen zu gefährlich war, noch mit der „ordinären Post“ über Tilsit, weil „die ungefederten langsam fahrenden Kastenwagen zur Dauerqual wurden“, so fuhren sie in einem Planwagen der „Rigaischen Kaufleute“, Königsberger Fuhrleute, die das Privileg für die Fahrten auf der Nehrungsstraße nach Mitau und Riga hatten, bis Memel mit.

Der Wagen war voller Fässer und Waren, in der Mitte war ein Platz für die Passagiere, die auf strohgepolsterten Kisten saßen. Frachtstücke boten sich als Rückenlehne an. Der Kaufmann, Herr Petter, ritt neben dem Planwagen oder voraus, bestellte Mittag und „kundschaftete Triebssand“. Sein Sohn und der Knecht blieben bei dem Wagen und seinen vier Passagieren: Frau Lewald und August, ein ihnen befreundeter Kaufmann und ein junger Graf von den sächsischen Leibhusaren. Jeder Reisende hatte einen „Flaschenkeller“ und einen Bettsack bei sich. Die Pferde schafften täglich vier Meilen. „Durch tiefen, tiefen Sand“ kamen sie nach dem „Cranzkrug“, einem einsam dastehenden langen, ungeschönen Gebäude auf weiter Sandfläche; hart ans Ufer bandeten die Wellen der Ostsee. Jetzt (1844!) sollen an dieser Stelle freundlich-wohnliche Gebäude stehen, die eine zahlreiche interessante Gesellschaft während der

Sommermonate beherbergen, die sich hier des wohltätigen Seebades erfreut.“*)

„Es war 1/2 5 Uhr, als der Fuhrmann hier anhielt, um Nachtquartier zu machen. Es war für unsere Reisenden gar nicht zu früh zur Einkehr; mußte nicht der Bettsack geöffnet und seines Inhalts entleert werden, um ein Mahl zu halten? Dann aber noch einen Augenblick am Seestrande zu lustwandeln, um verstoßen nach Bernstein zu suchen, da dieser bekanntlich Regal und das Sammeln desselben streng verboten, war?“

Es folgt die Schilderung der Dünen, und am Spätnachmittag des zweiten Tages war Kunzen erreicht, wo übernachtet wurde.

„Der Ort hatte ein trauriges Aussehen; die Sandfläche, die sich hier dem Auge zeigte, war fast von jeder Vegetation entblößt, und das uralte (1552 erbaut. Verf.) verfallende Kirchlein lag zur Hälfte im Sande vergraben, aus dem nur der Thurm und die Eingangspforte ragten, da diese die Bewohner durch fleißiges Schaufeln immer frei zu halten suchten. Das Wirtshaus entsprach vollkommen der Gegend und der Armuth des Ortes, wenn es schon das ansehnlichste Gebäude darin war. Gleich nach der Ankunft der Reisenden knisterte frisches Kienholz auf dem Herde in der Mitte des Raumes, und die zuckenden Stücke vieler Aale wurden mit emsiger Geschäftigkeit auf die übliche Weise in den Kessel über dem Feuer geworfen. Es währte nicht lange, so war das Abendgericht fertig. Eine grün und gelb verglaste Schüssel aus Steingut nahm es auf und wurde mitten auf den Tisch gestellt, an dem sich alles bunt durcheinander reihte, die Hausgenossen nebst den Reisenden. Mit hölzernen Löffeln wurden die Aalstücke aus dem Kartoffelbrei gefischt, und die Löffel aller fuhren aus dem Munde wieder in die Schüssel auf die friedlichste Weise der Welt... Bei unserer Tafelrunde klapperten die Löffel lustig um die Wette, weil alles hungrig war, und die einfache Speise einem Jeden mundete. Man ließ den mitgenommenen Mundvorrath unberührt... Die Flaschenkeller konnten jetzt nicht in gleicher Weise geschont werden, denn außer gewöhnlichem Kornbranntwein und einer dicken bräunlichen Flüssigkeit, undurchsichtig und von fad säuerlichem Geschmack, die man Bier benannte, war hier nichts zu haben als Wasser. Dies letzte Getränk, das einzig genießbare, schien jedoch den Reisenden zu ihrem fetten Nachtgericht nicht passend.

Am andern Morgen, als der erste graue Tag durch die runden Papierscheiben brach, erhob sich alles vom Lager... Vier hohe Töpfe standen zur Hand, die bereits halb mit Bier gefüllt waren, und nun wurde die siedende Milch dazu geschüttet und nebst einer Schale mit braunem Rohzucker vor einen Jeden hingestellt... Die Zeche war der Bewirthung angemessen, nicht theuer...“

Man brach auf: „Um 11 Uhr wurde in einer Bretterbude am Seestrande Mittagsrast gemacht. Herr Petter ritt gegen den Bergrücken, um dem Wagen den Weg zu zeigen. Dieser war aber bald so beschwerlich geworden, daß die Reisenden höflich gebeten wurden, aus-

zusteigen. So ging's in den steilen Sand hinan unter Schweiß und Mühen. Nur wer jemals den Aschenkegel des Vesuv erklimmte, kann sich einen Begriff von dieser ermüdenden Partie machen: in hohe Haufen zusammengewehter Sand, steile Wände. Es dauerte Stunden, bis man die schräge Fläche erklimmen und den eigentlichen Kamm erreicht hatte...“

„Während der Blick noch kurz zuvor auf einer Wasserfläche geruht hatte, die im Strahl der untergehenden Sonne wie Gold und Glut flimmerte und nur den gelben Sandvordergrund hatte, schaute man hier in eine Bucht, um welche friedliche Hütten sich reihten, in deren Nähe fünf alte Linden standen — nach zwei Tagen gänzlicher Entbehrung eine wahrhaft erquickliche Augenweide! Diese fünf Bäume machten auf die Reisenden einen schlagenderen Eindruck, als die herrlichsten Terrassen einem übersättigten Auge zu bieten vermögen, und nur der Anblick des großartigen Parkes von Muskau, den man plötzlich im Sandbecken der Lausitz wie hingezaubert sieht, bietet größere Überraschung.

„Der hohe Sandrücken breitete einen weiten dunkelgrauen Schatten über das Dörfchen Nidden und das Haff, dessen gegenüberliegende Ufer gleich einem fernen Waldstreif sich kenntlich machte. Wie aus Flor ragte die Nadel des Labiau Thurms herüber...“

In der Wirtshausstube trafen die Reisenden einige Niddener Mädchen an, die später mehrere „Dainos“ sangen, von denen L. einige mittheilt.

Am graudenen Morgen ging es nach einem Frühstück von dampfendem Haferbrei mit Milch weiter. Wieder mußte unter größten Anstrengungen der Dünenkamm erklimmen werden.

„Aber ein neuer großartiger Eindruck wartete unserer hier auf der Höhe der schmalen Ländzunge, zwischen zwei Riesengewässern... Während das eine Meer von den ersten Strahlen des Sonnenaufgangs im Osten mit Gluth in Purpur gefärbt wurde, brütete und wogte das andere Meer noch nächtlich... Es war ein wirkungsreicher Moment, den die Reisenden nur mit Unmuth schwinden sahen, als sie mit größerer Geschwindigkeit jetzt zur See hinab und sogleich in diese wieder hineinfuhren, um auf den glatt geschliffenen Strandkieseln besser hinzurollen und von den Morgenwellen die ausgetrockneten knarrenden Achsen des schweren Gefährts erfrischen zu lassen.“

„Nach abermaligem Halt in einer Bretterbude, um die Mittagsruhe zu genießen, kam der Wagen endlich noch bei guter Tageszeit in der letzten Nehrungsstation Schwarzorth an, wo er auf einen riesigen Prahm geschafft wurde, um nebst Passagieren und allem Übrigen über das Tief nach Memel zu schiffen.“**)

„Memel machte auf seiner weiten, gelben ringsum flachen Sanddüne keinen besonders malerischen, doch jedenfalls einen freundlichen Eindruck. An der äußersten Spitze die Werke der kleinen Zitadelle; einige Windmühlen...“

Es hatten sich dort viele englische Familien niedergelassen... „Memel ist ganz englisch“, hörte man allgemein sagen: die Simpson, Argelander, O'Gilvie, Maclean, Hay...“

*) Hier wurde Lewald durch die verblässende Erinnerung genarrt. Die letzte Nehrungsstation war auch damals schon Sandkrug, von wo aus die Fahre nach Memel verkehrte.

*) Cranx wurde erst 1816 durch den Reg. Medizinalrat Kessel Seebad.



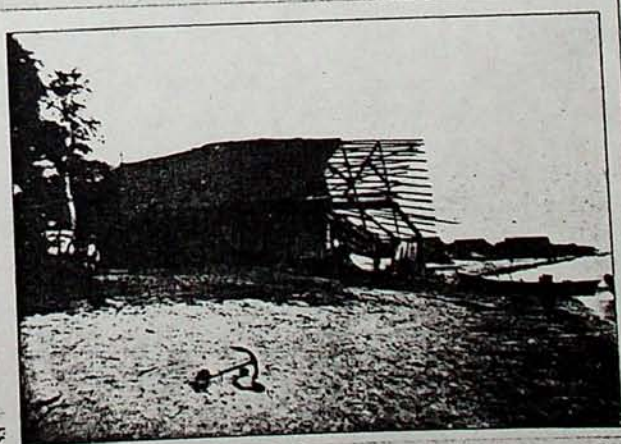
Friedhof bei Preil
durch Festlegung der
Wanderdüne vor dem
versanden geschützt.



Strafgefangene beim
Plätzemachen auf den
Wanderdünen bei Preil
(1899)



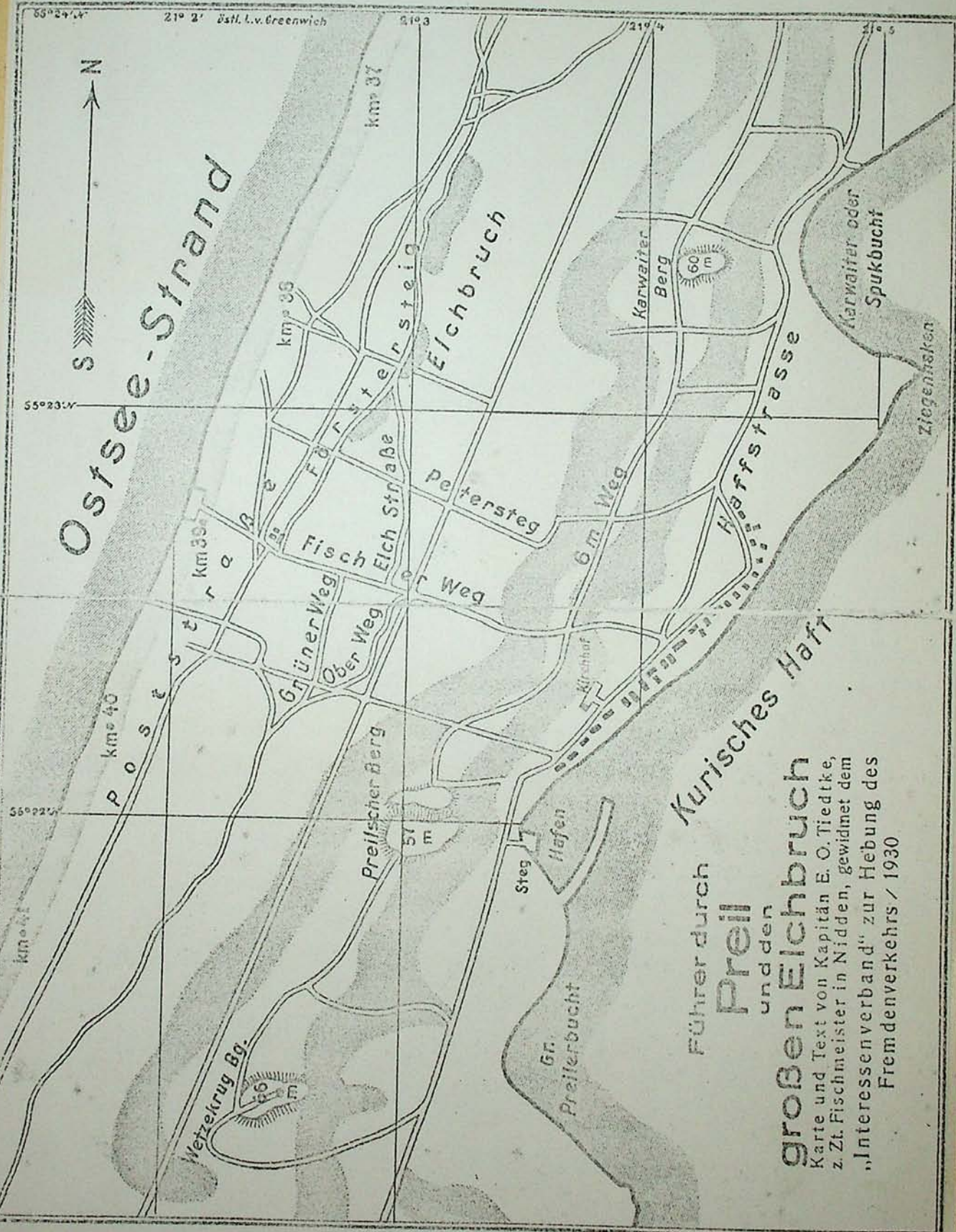
Kiefernbesteck bei Preil



Vom Hochwasser unter-
spültes Fischerhaus
zu Preil. (1897)

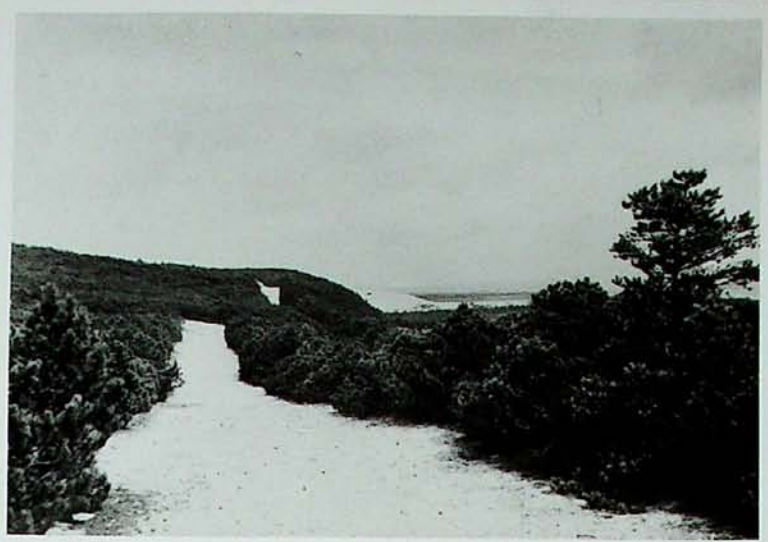


Bühnen am Haffufer
von Preil. (1898)



Kurisches Hafn

Führer durch
Preil
 und den
großen Eichbruch
 Karte und Text von Kapitän E. O. Tiedtke,
 z. Zt. Fischmeister in Nidden, gewidmet dem
 „Interessenverband“ zur Hebung des
 Fremdenverkehrs / 1930



Preil 1941

Amtsbezirk: Nidden. B: Rademacher. I. B:
Rademacher. II. B: Kakies.
Zollaufsichtsstelle G.: Öffentl. Fernspr. Preil-
Vor anmeldung.

St. A: Fröse, Martin-Nidden.
Post: Nidden.

Bastik, Friedrich, Fischer.

Detzkeit, Ernst, Gastwirt.

— Paul, Fischer.

Dullies, Friedrich, Fischer.

— Wilhelm, Fischer.

Engelien, Fritz, Fischer.

— Johann, Fischer.

Erzenings, Martin, Fischer.

Freudenfeld, Anna, Witwe.

— Lotte, Schneiderin.

Geldszus, Georg, Arbeiter.

Jekait, Martin, Fischer.

Jessejus, Hans, Fischer.

— Johann, Fischer.

Kakies, Martin, Fischer.

Kubillus, Elsa, Kindergärtnerin.

— Fritz, Fischhändler.

— Martin, Fischer.

— Wilhelm, Fischer.

— Willy, Fischer.

Kwauka, Michel, Fischer.

Labrenz, Friedrich, Fischer.

Lauzenings, Anna.

— Martin, Fischer.

Moors, Heinrich, Fischergehilfe.

Naujoks, Anna, Witwe.

— Else, Fischerwitwe.

— Willy, Fischergehilfe.

Peleikies, Emmy, DRK-Helferin.

— Henriette, DRK-Helferin.

— Henriette, Witwe.

— I, Johann, Fischer.

— II, Johann, Fischer.

Pinkies, Friedrich, Gastwirt.

Rademacher, Anna, Witwe.

— Else, Witwe.

Rademacher, Fritz, Fischer.

— Martin, Fischer.

— Wilhelm, Fischer.

Rudies, Adolf, Fischergehilfe.

— David, Arbeiter.

— Hans, Fischer.

Sakuth, Johann, Fischer.

Schlicht, Anna, o. B.

— Friedrich, Fischer.

Szornning, Anna, Arbeiterin.

Wehleit, Max, Fischergehilfe.

Weinhold, Martin, Fischer.

— Wilhelm, Fischer.

Kurische Nehrung

o versandete Nehrungsdörfer.



und Hemd gehörten, und paddelte zum Gasthaus Tauerlauken hinüber, um dort für ein paar Stunden unter „Leuten“ zu sein. Gegen Mittag setzten wir wieder über, um im Dorf die Bratpfanne auf dem Primus oder dem offenen Lagerfeuer zu schwingen. Viel Fisch wurde getibbert und über dem Feuer geröstet, so recht nach Zigeunerart, und es mundete herrlich. Dann aßen wir uns in der Sonne, badeten ausgiebig, und so Klock fünf ging's abermals zum Krug, um das Tanzbein zu schwingen. Bandonium, Schlagzeug und Stehgeiger spielten auf. Jung und alt aus Stadt und Land haken sich mit dem Schiffchen oder Pferdefuhrwerk ein Stelldichein unter den alten Bäumen im Garten gegeben. Kaffee und Kuchen, Bier- tulpchens oder ein Karaffche mit Pfeifferminz- oder Kirschlikör standen auf den Tischen. Man plachanderte oder schmiegte sich im Takt der Musik an seine Auserwählte.

Der Abend nahte. Unentwegte schwofen weiter, aber es waren nur wenige. Wir bauten unsere Zelte ab, verstaute unseren Zigeunerkrempel in die Boote und gondelten gemütlich dangeabwärts unseren Bootshäusern zu.

Viele Male besuchten wir jene von Büschen dicht umstandene Halbinsel. Immer war es ein schönes Erlebnis, im Kreise guter Kameraden so recht nach herzenslust auf jenen kaum dreißig Metern im Umkreis unserer Lebensfreude freien Lauf zu lassen.

Doch das Fleckchen wurde noch schöner und lieblicher, als in einem Frühjahr der Eisgang jenen von Land aus zugänglichen schmalen Erdücken zum östlichen Ufer so stark eindrückte, das es nur noch weniger Spatenstiche bedurfte, um den Fluß zu begradigen. Erich Scheffler und Emil Zabel, so glaube ich, sorgten mit dieser Arbeit dafür, daß nunmehr eine Zigeunerinsel entstand! Somit waren wir gänzlich vor unliebsamen Besuchern geschützt, die bisweilen vom linken Dangeufer neugierig in unsere Zelte lugten. Die große Flußschleife aber blieb der Hauptflußlauf, so daß durch diesen Eingriff der Kanutenzigeuner nichts von jenem Byll verschandelt wurde.

Wie mag es heute, 36 Jahre nach jenem Tag – dort aussehen als (siehe Foto) von

links im Zeltgiebel Willy Lippke, Helmut Vorkampf, Hans Luschnath, Kurt Groß, Siegfried Gröger, Erwin Pastowski (mit weißem Krätzchen), Hansi Jaudschum, Horst Sabrowsky, Ruth Hoppe, Erich Steppath, Heta Baier, Walter Vorkampf, Helene Muskat,

Willy Sabrowsky, der Bürgermeister vom Zigeunerort, Gertrud Jaudschum, Frau Bürgermeisterin, Helmut Saffran, Gertrud Dickhäuser, Jonny Köhler, Adi Gloschat und, lang liegend, Henry Krullis, unsere geliebte Zigeunerinsel besuchten?

Die Geschichte des Badeortes Preil

Von Henry Fuchs

Preil ist die jüngste Ortschaft auf der Kurischen Nehrung. Einwohner Negeln gründeten sie, als ihre alten Heimstätten zwischen Schwarzort und dem heutigen Perwelk in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versandeten. Unbekannt ist, wer dieser neuen Siedlung den Namen gab. Möglich, daß ihn der südlich davon liegende Haken und die anstoßende Bucht schon trugen. Für die Dorfstelle fand er erst im Verlauf einiger Jahre allgemeine Anwendung. Selbst im amtlichen Verkehr wurde in erster Zeit stets Neegeln als Wohnort genannt und „Preil“ nur in Klammern dazugefügt. Urkunden dieser Art finden wir in den Personenstandsregistern der Kirche Schwarzort. Dort ist als erster Täufling von „Negeln (Preil)“ verzeichnet: „Maryke, geboren 1. September 1846, getauft 6. September 1846, Vater Janis Detzkeit, Mutter Annorte geborene Heins.“ Im Trauregister lesen wir: „Negeln (Preil): Michael Gulbis aus Nidden und Dorothea Sakuth aus Negeln (Preil) copul. 14ten Juli 1846“, und im Sterberegister: „David Sakuth, Wirt zu Negeln (Preil), gestorben 23. Januar 1846“.

Diese Eintragungen geben uns gleichzeitig Aufschluß über einige Namen der Gründer. Es sind dieselben, die wir u. a. bis zur Flucht noch dort antrafen.

Als selbständiges Dorf ist Preil wohl erst nach fast völliger Versandung Negeln's angesehen worden; denn Verfügungen, die die Einwohner Preils betrafen, wurden noch 1848 dem „Schulzen Pelleikis in Negeln“

zugestellt. Das nächste Jahr aber brachte die endgültige Loslösung der neuen Dorfschaft von Negeln. Zu Preil gehörten jetzt „zwölf Feuerstellen mit vierundachtzig Seelen“, zu Negeln nur noch „fünf Feuerstellen mit zweiundvierzig Seelen“. Gemeindevorsteher blieb Pelleikis, der inzwischen auch seinen Wohnsitz hierher verlegt hatte.

In dieser Zeit wurde Nidden als selbständiges Kirchspiel von Schwarzort abgetrennt (Regulativ vom 15. 9. 1849), und Preil gehörte fortan dem neugegründeten Kirchspiel an, während Negeln, das jetzt jedoch nicht mehr als Dorfschaft betrachtet wurde, bis zum vollständigen Untergang der Seelenpflege des Pfarrers von Schwarzort verblieb.

Im Jahre 1849 wurde die Schule von Negeln nach Preil verlegt. Das kleine Gebäude war wie die Fischerhäuser aus Holz erbaut und mit Rohr gedeckt [1854]. Der erste Lehrer hieß Jauzims (oder Jauzimies). Sein Jahresgehalt betrug vierzig Taler, freie Weide und Brennmaterial. Er und seine Nachfolger Rohde, Döhning und Mikloweit waren „Schulmeister“ ohne seminaristische Vorbildung. Ihnen folgten als „richtige“ Lehrer Pauleit, Sperling, 1875 Raschuschki. Patron der Schule war der König von Preußen. Zur Schulgemeinde Preil gehörte auch Perwelk. Die anfängliche Schülerzahl betrug 10–15.

Sicher vor Wanderdünen waren die Fischer auch an ihrer neuen Dorfstelle nicht. Das Sandtreiben war so stark, daß es beispielsweise nicht möglich war, das Schulgrundstück einzuzäunen. Der Schulbrunnen versandete derart, daß er alljährlich von Gemeindegliedern ausgeräumt werden mußte. Noch nach Jahrzehnten hören wir Klagen über Versanden des Begräbnisplatzes. Erst 1877 wurde der „Anfang zu einer Plantage im Preiler Bezirk längs dem Seestrande gemacht“. Aber auch jetzt noch kam es vor, daß Häuser durch treibende Sandmassen erdrückt wurden, so daß sie an anderer Stelle neu aufgebaut werden mußten. Sehr dürrig war unter diesen Umständen die Viehweide, die den Einwohnern auf forstfiskalischem Gebiet am Seestrande zur Verfügung stand. Die einzige Verdienstmöglichkeit war daher die Fischerei. Sämtliche lebenswichtigen Dinge wurden vom Festlande herübergeholt. Erst 1878 richtete R. Naujok ein „Schank- und Materialwarengeschäft“ ein. In Negeln hatte ein Krug bestanden.

Diese dauernden Wirtschaftssorgen entschuldigen zum Teil vielleicht die Nichterfüllung der kirchlichen Pflichten. Obwohl schon 1852 ein Preiler Fischerwirt (Michel Pelleikis) in den Kirchenvorstand gewählt worden war, zahlten die Preiler dem Pfarrer nicht Kallende und Zaungeld. Auch trugen sie 1887/88 nichts zum Bau der Niddener Kirche bei. Auf Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber darf aus dieser Handlungsweise wohl nicht geschlossen werden; denn man sah es andererseits doch wieder gern, daß ihr Lehrer in Nidden Lesegottesdienst abhielt, damit die Sonntagsandachten bei

Blick von der Gwilder Wand

Reizvoll war der Blick von der Gwilder Wand auf das Tal der Dange mit den buschgesäumten Ufern. Winzig klein ist von hier oben das Paddelboot mit dem Kameraden. Das Boot des Photographen liegt am Ufer unterhalb der Steilwand.



links im Zeltgiebel Willy Lippke, Helmut Vorkampf, Hans Luschnath, Kurt Gruß, Siegfried Gröger, Erwin Pastowski (mit weißem Krätzchen), Hansi Jaudschum, Horst Sabrowsky, Ruth Hoppe, Erich Steppath, Heta Baier, Walter Vorkampf, Helene Muskat,

Willy Sabrowsky, der Bürgermeister vom Zigeunerdorf, Gertrud Jaudschim, Frau Bürgermeisterin, Helmut Saffran, Gertrud Dickhäuser, Jonny Köhler, Adi Gloschat und, lang liegend, Henry Krullis, unsere geliebte Zigeunerinsel besuchten?

Die Geschichte des Badeortes Preil

Von Henry Fuchs

Preil ist die jüngste Ortschaft auf der Kurischen Nehrung. Einwohner Negelns gründeten sie, als ihre alten Heimstätten zwischen Schwarzort und dem heutigen Perwelk in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versandeten. Unbekannt ist, wer dieser neuen Siedlung den Namen gab. Möglich, daß ihn der südlich davon liegende Haken und die anstoßende Bucht schon trugen. Für die Dorfstelle fand er erst im Verlauf einiger Jahre allgemeine Anwendung. Selbst im amtlichen Verkehr wurde in erster Zeit stets Neegeln als Wohnort genannt und „Preil“ nur in Klammern dazugefügt. Urkunden dieser Art finden wir in den Personenstandsregistern der Kirche Schwarzort. Dort ist als erster Täufling von „Negeln (Preil)“ verzeichnet: „Maryke, geboren 1. September 1846, getauft 6. September 1846, Vater Janis Detzkeit, Mutter Annorte geborene Heins.“ Im Trauregister lesen wir: „Negeln (Preil): Michael Gulbis aus Nidden und Dorothea Sakuth aus Negeln (Preil) copul. 14ten Juli 1846“, und im Sterberegister: „David Sakuth, Wirt zu Negeln (Preil), gestorben 23. Januar 1846“.

Diese Eintragungen geben uns gleichzeitig Aufschluß über einige Namen der Gründer. Es sind dieselben, die wir u. a. bis zur Flucht noch dort antrafen.

Als selbständiges Dorf ist Preil wohl erst nach fast völliger Versandung Negelns angesehen worden; denn Verfügungen, die die Einwohner Preils betrafen, wurden noch 1848 dem „Schulzen Pelleikis in Negeln“

zugestellt. Das nächste Jahr aber brachte die endgültige Loslösung der neuen Dorfschaft von Negeln. Zu Preil gehörten jetzt „zwölf Feuerstellen mit vierundachtzig Seelen“, zu Negeln nur noch „fünf Feuerstellen mit zweiundvierzig Seelen“. Gemeindevorsteher blieb Pelleikis, der inzwischen auch seinen Wohnsitz hierher verlegt hatte.

In dieser Zeit wurde Nidden als selbständiges Kirchspiel von Schwarzort abgetrennt (Regulativ vom 15. 9. 1849), und Preil gehörte fortan dem neugegründeten Kirchspiel an, während Negeln, das jetzt jedoch nicht mehr als Dorfschaft betrachtet wurde, bis zum vollständigen Untergang der Seelenpflege des Pfarrers von Schwarzort verblieb.

Im Jahre 1849 wurde die Schule von Negeln nach Preil verlegt. Das kleine Gebäude war wie die Fischerhäuser aus Holz erbaut und mit Rohr gedeckt [1854]. Der erste Lehrer hieß Jauzims (oder Jauzimies). Sein Jahresgehalt betrug vierzig Taler, freie Weide und Brennmaterial. Er und seine Nachfolger Rohde, Döhning und Mikloweit waren „Schulmeister“ ohne seminaristische Vorbildung. Ihnen folgten als „richtige“ Lehrer Pauleit, Sperling, 1875 Raschuschki. Patron der Schule war der König von Preußen. Zur Schulgemeinde Preil gehörte auch Perwelk. Die anfängliche Schülerzahl betrug 10–15.

Sicher vor Wanderdünen waren die Fischer auch an ihrer neuen Dorfstelle nicht. Das Sandtreiben war so stark, daß es beispielsweise nicht möglich war, das Schulgrundstück einzuzäunen. Der Schulbrunnen versandete derart, daß er alljährlich von Gemeindegliedern ausgeräumt werden mußte. Noch nach Jahrzehnten hören wir Klagen über Versanden des Begräbnisplatzes. Erst 1877 wurde der „Anfang zu einer Plantage im Preiler Bezirk längs dem Seestrande gemacht“. Aber auch jetzt noch kam es vor, daß Häuser durch treibende Sandmassen erdrückt wurden, so daß sie an anderer Stelle neu aufgebaut werden mußten. Sehr dürftig war unter diesen Umständen die Viehweide, die den Einwohnern auf forstfiskalischem Gebiet am Seestrande zur Verfügung stand. Die einzige Verdienstmöglichkeit war daher die Fischerei. Sämtliche lebenswichtigen Dinge wurden vom Festlande herübergeholt. Erst 1878 richtete R. Naujok ein „Schank- und Materialwarengeschäft“ ein. In Negeln hatte ein Krug bestanden.

Diese dauernden Wirtschaftssorgen entschuldigen zum Teil vielleicht die Nichterfüllung der kirchlichen Pflichten. Obwohl schon 1852 ein Preiler Fischerwirt (Michel Pelleikis) in den Kirchenvorstand gewählt worden war, zahlten die Preiler dem Pfarrer nicht Kallende und Zaungeld. Auch trugen sie 1887/88 nichts zum Bau der Niddener Kirche bei. Auf Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber darf aus dieser Handlungsweise wohl nicht geschlossen werden; denn man sah es andererseits doch wieder gern, daß ihr Lehrer in Nidden Lesegottesdienst abhielt, damit die Sonntagsandachten bei



Am Landungstag warten auf den Marktdampfer

Nichtbesetzung der dortigen Pfarr- und Lehrerstelle nicht ausföllen.

Große Begebenheiten sind aus der Folgezeit nicht zu berichten. Die Arbeit war immer die gleiche, manchmal mehr einbringend, zuweilen weniger lohnend; doch stand sie stets im Mittelpunkt alles Denkens. Verschiedentlich schreckte ein Hausbrand die Einwohner aus dem täglichen Einerlei. Die Einwohnerzahl wuchs unbemerkt. Das Steigen der Schülerzahl fiel auf, als 1885 das Schulgebäude erweitert werden mußte. Die Lehrer wechselten oft: 1882 Pauleit, 1884 Gustav Pfeiffer. Letzterer erkrankte beim Schlittschuhlaufen. Ihm folgte 1885 Robert Petroschka (1930 Lehrer i. R. in Prökuls). Dieser berichtet in der Chronik von einem außergewöhnlich strengen Winter mit großen Schneemassen (1887/88), die den Fischereibetrieb bedenklich erschwerten. Bei eintretendem Tauwetter umspülte das Wasser das Fundament der Schule. Der ganzen Gemeinde zum Schicksalsschlag wurde der nächste Winter. Alle niedrig liegenden Häuser standen einige Wochen lang im Wasser. „Bis über den Brunnen“, so erzählt Lehrer Kaschkat (1889–1902), „schlugen die Wellen“. Eine dünne Eisdecke machte die Fischerei unmöglich. Die Folge war Hungersnot. Landrat Cranz bat die Kaufleute von Schwarzort und Nidden, den Hartbedrängten einen halbjährigen Kredit zu gewähren.

Noch immer war die Versandungsföhr nicht behoben. Die hohen Dünen standen unheimlich nahe. Da entschloß sich die Regierung, diese durch Strafgeföngnisse bepflanzen zu lassen. Zur Verminderung der Abspölungsföhr wurden 1898 mit Strauch und Steinen Spickdämme gebaut und dazwischen Rohranpflanzungen angelegt. Das Ufer wurde mit Weidenstecklingen bepflanzt. Die Kosten trugen Kreis, Provinz und Ministerium; die Gemeinde verpflichtete sich nur, die Arbeiten instand zu halten.

Eine Diphtherie- und Typhuseuche raffte zu dieser Zeit fünf Schüler und mehrere kleinere Kinder dahin.

Lange schon hatten die Perwelker Klage geföhrt über den weiten Schulweg. Es war vorgekommen, daß sie ihre Kinder in manchem Wintermonat gar nicht zur Schule schickten. 1901 erhielt Perwelk eine eigene Schule. Die Schülerzahl sank damit für Preil auf 32, betrug aber 1910 schon wieder 51. Am 20. August 1902 brannte das Schulgebäude in den Vormittagsstunden ab. Bis zur Fertigstellung des neuen im Juli 1908 waren Klasse und Lehrer (1902 Otto Steinbeck, 1904 Hans Saemann) notdürftig in einem Fischerhause (Wilh. Radmacher) eingemietet.

Durch ein Verwaltungsstreitverfahren wurde entschieden, daß Preil keine Gemeinde, sondern ein Teil des forstfiskalischen Guts-

bezirks Klooschen sei; seit 1908 wurde es dem Gutsbezirk Schwarzort angegliedert. Die Einwohnerzahl betrug 1904 208, 1910 230.

Nach der Jahrhundertwende wurde gegenüber der bisherigen schwierigen Wirtschaftslage ein gewisser Wohlstand unverkennbar. Damit wuchsen auch die geistigen Interessen. 1907 konnte ein gemischter Chor gegründet werden. Sommerfeste wurden veranstaltet, und Weihnachtsfeiern vereinigten die ganze Gemeinde in der Schule. 1913 gelang es Lehrer Jagstaidt sogar, die Eltern von dem Wert eines Schulausfluges nach Memel und Tauerlauken zu überzeugen, so daß hierfür die nötigen Gelder aufgebracht wurden. Der vaterländischen Gesinnung der Bewohner kam Lehrer Wichmann seit 1913 durch Ausgestaltung der patriotischen Feste entgegen.

Einen besonderen Zeitabschnitt bildete auch für dieses entlegene Nehrungsdörfchen der erste Weltkrieg. Am 2. August 1914 rückten die Reservisten mit Dampfer „Cranz“ nach Königsberg und der Landsturm mit Dampfer „Memel“ nach Memel ab. Feuerchein leuchtete abends von der Grenze herüber. Mit großer Begeisterung wurden die Heeresberichte erwartet. Flaggenschmuck gab es nach der Schlacht bei Tannenberg. Kriegselend blieb nicht aus. Flüchtlinge von Memel füllten vom 20. bis 25. März 1915 das Dorf. Sie zogen dann nach Nidden weiter. Auf der Rückwanderung nahmen nur wenige ihren Weg durch Preil. Die Verlustliste meldete den Heldentod des Torpedomatrosen Johann Radmacher und des Pioniers Friedrich Peleikis. Alle Einwohner über zehn Jahre erhielten einen Ausweis mit Lichtbild. Von Nidden aus wurde die Aufsicht über den Personenverkehr ausgeübt. Die Schule legte ein Kriegssparbuch an. Bald waren von den Fischern 1100 Mark eingezahlt. Eine Sammlung für die Kriegswaisen im Dezember 1915 ergab 29 Mark. Seit April 1916 bestand eine Küstenwache: ein Unteroffizier und vier Mann. Bei Detzkeit wohnten zwei russische Kriegsgeföngene. Eingezogen waren 26 Mann. Zur besseren Ausnutzung des Tageslichts wurde am 1. April 1916 die „Sommerzeit“ durch Vorstellen der Uhren um eine Stunde eingeföhrt. Das Sedanfest wurde fortan mit der Tannenbergfeier verbunden. Schulunterricht wurde nur dreimal in der Woche durch Lehrer Mertineit aus Perwelk abgehalten, weil Lehrer Eglins eingezogen wurde. 1918 kehrte er nach schwerer Verwundung heim.

Die Fischer verdienten in dieser Zeit gut, weil andere Lebensmittel knapp wurden. Es war ihnen daher möglich, zur 5. Kriegsanleihe 2522 Mark aufzubringen. Selbst 1917 herrschte noch keine Not. Die Winte weiteten sich, in den Holzschlag zu gehen, weil sie es nicht nötig hatten. Seit dem 20.

Wer hilft?

„Nachdem ich vom ersten Anfang des „Memeler Dampfboots“ mit seinem Erscheinen in Oldenburg (Oldb.) an Ihre treue und dankbare Leserin gewesen bin, muß ich nun leider mein Abonnement dieser lieben Heimatzeitschrift aufgeben, wenn es mir auch sehr schwerfällt. Ich bin seit einigen Monaten in einem Altersheim und die Kosten sind so groß, daß jede nicht absolut notwendige Ausgabe gestrichen werden muß.“
N. N.

Unsere Bitte geht an materiell bessergestellte Landsleute dahin — Patenschaftsabonnements für solche minderbemittelten Landsleute zu übernehmen, die den Bezugspreis nicht aufbringen können.

Mit Ihrer Bereitwilligkeit helfen Sie auf diese Weise, ein wenig Freude in Einsamkeit und Not zu bringen. Wir haben eine ganze Reihe von „Sorgenkindern“ und bitten deshalb:

**Spenden Sie
Patenschaftsabonnements!**

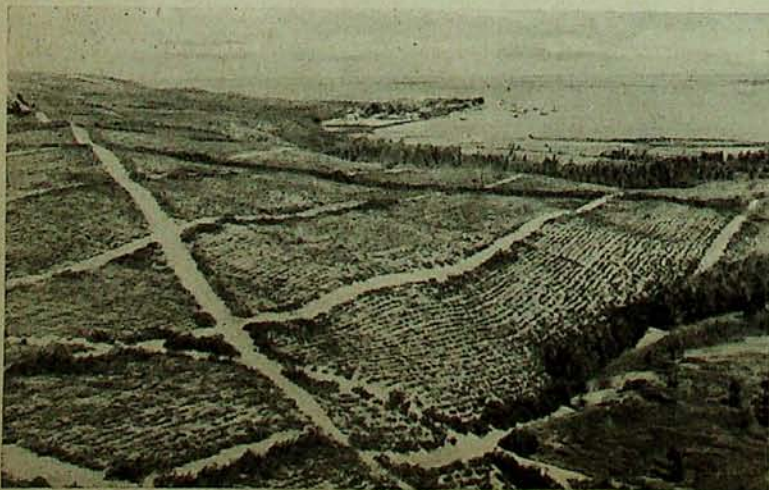
**VERLAG
DES MEMELER DAMPFBOOTS**

Februar 1917 wurden aber die Fische beschlagnahmt, und damit sanken die Preise auf behördlich festgesetzte Ziffern. Den Fischern wurde es untersagt, ihre Fänge auf dem Markt feilzubieten. Sie mußten alle Fische dem Händler Detzkeit abliefern. Im nächsten Winter bequerten sie sich zum Holzeinschlag. Begeisterung und Siegeszuversicht blieben lebendig. Davon zeugte eindeutig die Sammlung zur 6. Kriegsanleihe, die mit 5000 Mark abgeschlossen wurde. Die meisten Fischer kehrten heim zur Versorgung der Heimat. Zwei Berliner Kinder wurden zur Erholung aufgenommen. Noch eine Kriegsanleihe wurde 1917 erhoben. Sie fiel gering aus, weil neue Netze gekauft werden mußten. Doch wurden 1918 zur 8. Kriegsanleihe wieder 4200 Mark gezeichnet. Außerdem brachten die Preiler zur Ludendorffspende 130 Mar auf.

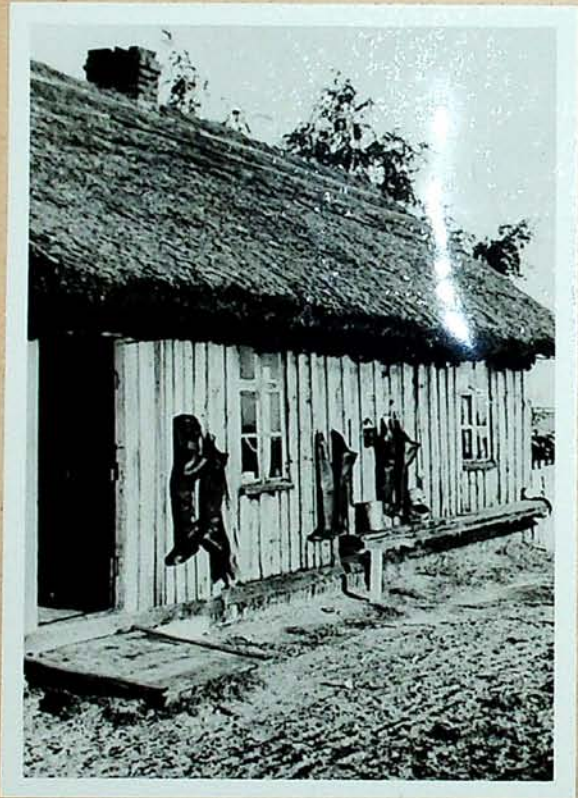
Das Kriegsende brachte dem Ort vorläufig keine wesentliche Veränderung. Schmerzlich empfunden wurde der plötzliche Zusammenbruch; doch bald wendete sich das Hauptinteresse auf die Frage der Abtretung.

Auf die gute Verdienstmöglichkeit während des Krieges folgte in den nächsten Jahren ein Rückschlag. Etlliche junge Leute wanderten deshalb aus, veranlaßt zum Teil auch durch den Gedanken an eine Militärpflicht im neuen Staate. Die Fischer schlossen sich 1922 zur Durchführung gemeinsamer Wirtschaftsinteressen zu einem Verein zusammen. Erlangt wurde der Bau eines Dampferanlegesteges, der am Tage der zweiten Landtagswahl (30. 8. 1927) eingeweiht wurde, beim Eisgang im kommenden Januar aber in einer Nacht in Trümmer ging. Wieder mußte zu jedem Marktdampfer angeboten werden, und diese Beschwerlichkeit bildete ein Hindernis für den Ausbau Preils zum Badeort, dem nächsten Ziel der Einwohner.

Amtlich wurde Preil schon 1929 in der Reihe der memelländischen Ostseebäder genannt. Damit begann für diesen jüngsten Nehrungsort ein neuer Zeitabschnitt: Preil als Badeort.



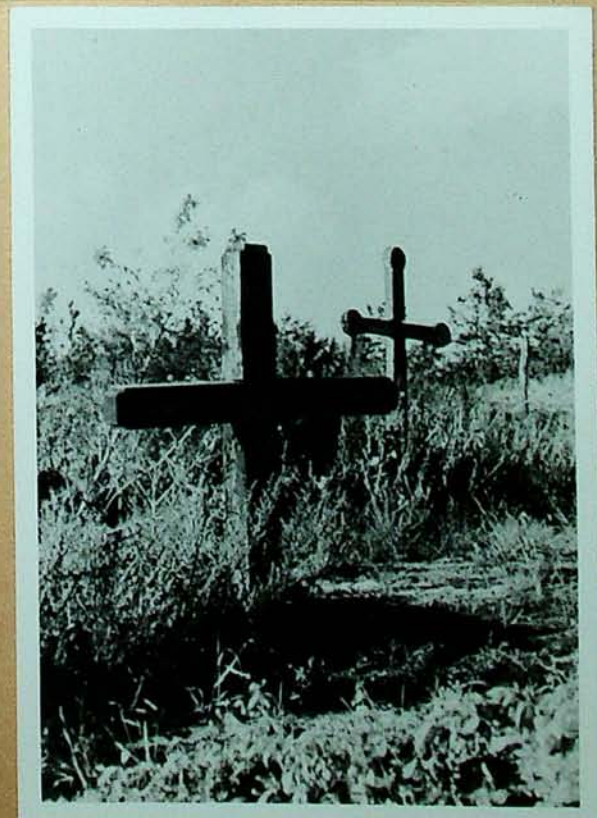
*Gefesselte
Düne
bei Preil*



Ein schönes Sportfest veranstaltete der Perwelfer Sportverein in diesen Tagen in der dortigen Schule. Der BbM. hatte für die Ausschmückung, SA. und H für die Bühne und die Kr. H. gesorgt. Nach der Begrüßung durch Vereinsführer S. Peleikis zeigten die Pimpse ihr Können im Bogenschießen. Zwei Mädels vom Lande und zwei feine Stadtdamen erteilten manch heilsame Lehre, und bei den kleinen Theaterstücken wußte man nicht, welches am besten war, das Soldatenstück „Die Wette“ oder die „Wahrheitsstrahlen gegen England“. Begeisterung riefen die neuen Soldatenlieder hervor, die zum Mitfingen reizten. Ein Schießstand und die Tanzmusik der Dorfkapelle sorgten nach dem Programm für Unterhaltung bis zur Polizeistunde. Die Fischer sind der Sportlerjugend für den bunten Abend sehr dankbar, gibt es doch in dem weltentlegenen Fischerdorf keine KbbF.-Vorstellungen und andere Veranstaltungen.

Perwelf - Schwarzort 2:1

Am zweiten Osterfeiertag fand ein Freundschafts-Fußballspiel zwischen Schwarzort und Perwelf statt. Perwelf ging mit einem Treffer des rechten Stürmers in Führung. Kurz vor dem Halbzeitpfeiff kann Schwarzort durch einen hohen, scharfen Ball ausgleichen. In der zweiten Halbzeit spielt Perwelf mit dem Wind im Rücken. Das Schwarzorter Tor kommt wiederholt in Gefahr. Aus einem Gedränge heraus kann der Perwelfer Halblinke zum 2:1 einschicken. Alle Versuche der Schwarzorter, auszugleichen, waren vergeblich und so blieb Perwelf mit 2:1 Sieger. Nach dem Spiel fanden sich die Sportler im Gasthause Bastik zu einem Kameradschaftlichen Beisammensein zusammen, an dem auch für kurze Zeit die Memeler Segelflieger teilnahmen.



Preil



Hinter dem mit Zwergkiefern bepflanzenen Dünenhang
das Elchrevier und die Ostsee. Die
schachbrettartig verlegten „Wage“
sollen die Ausbreitung von Bränden
verhindern





43. Dünenhof bei Veell (Kur. Nehrung).



Breite Räder zum Fahren im Sand



Ein jungvermähltes Paar

Unsere Heimat – in einem Reiseführer

Meyers Reiseführer des Bibliographischen Instituts in Leipzig waren vor dem Kriege im deutschen Sprachraum geachtet. Ob es um die Schweiz oder Österreich, um Frankreich oder Italien ging – Meyer führte den Reisenden gewissenhaft zu allen Sehenswürdigkeiten und nahm ihm jede Mühe um Unterkunft und Auskunft ab. Vor uns liegt so ein Reiseführer von 1934, der Ostpreußen, Danzig und dem Memelgebiet gilt. Es hat seinen eigenen Reiz, heute in Orten und Zeiten zu blättern, die fast fünfzig Jahre zurückliegen.

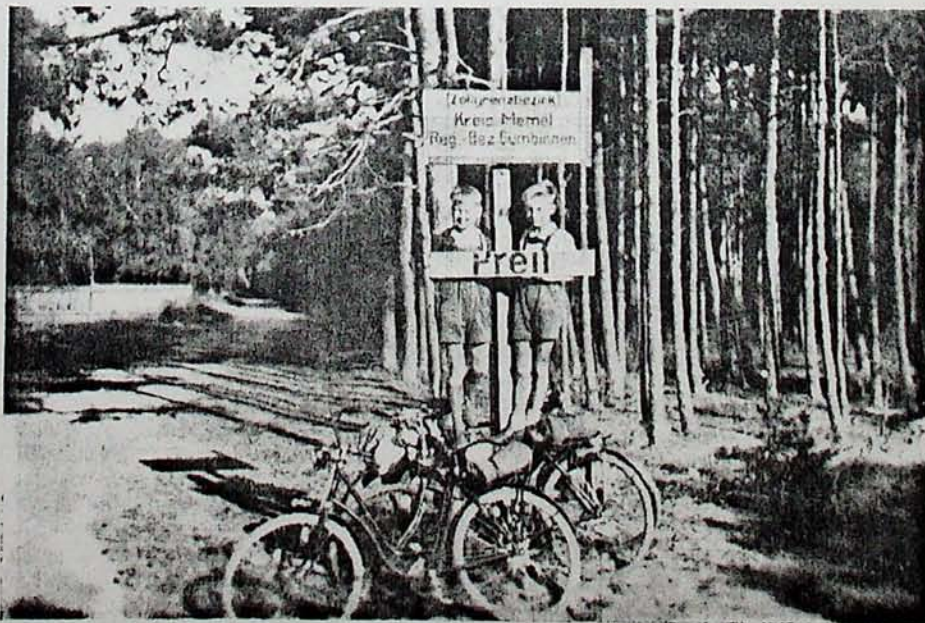
Die Kurische Nehrung

Sehen wir uns zunächst die Kurische Nehrung mit den gewissenhaften Augen des Reiseführers an! Beachten wir, wie selbst ein nüchterner Chronist ins Schwärmen gerät, wenn ihn eine Landschaft bezaubert!

Das Kurische Haff, das Brackwasser der Mündungsarme der Memel und ihrer Zuflüsse, ist mit 1613 qkm Wasserfläche, 90 km Länge und bis 45 km Breite fast doppelt so groß wie das Frische Haff. Es erstreckt sich mit geringer Tiefe (1–5 m) vom Samland nördlich bis über Memel hinaus, wo es im Memeler Tief (7½ m) in die Ostsee mündet; die nördliche Hälfte ist jetzt memelländisch. Nur das westliche Ufer erhebt sich kräftig bis zum Dünenwall der Nehrung, der stellenweise steil ins Haff abfällt, während die Ostküste so flach ist, daß in verschiedenen Gegenden der Übergang vom Wasser zum Lande kaum zu spüren ist. Schilf und schwammiger Boden säumen die Küste, und in den moorigen Niederungswäldern, in denen noch der Elch haust, erlebt der Fremde den Schauer einer vorweltlichen Landschaft. Auf der ganzen Ostküste von Labiau bis Memel liegt keine städtische Siedlung; nur Fischerdörfer tauchen hie und

da aus dem Grün des Waldes hervor, meist noch in der alten kurischen Anlage und Bauweise aus farbenfrohen Bohlenhäusern bestehend, die Friedhöfe im malerischen Schmuck der bunten, geschnitzten Grabtafeln. Auf dem sanft bewegten Haff aber kreuzen die Kurenkähne mit ihren großen, rechteckigen Segeln und den zierlich geschnitzten bunten Wimpelbrettern, deren meist schwarz-weiße Abzeichen das Heimatdorf erkennen lassen. So hat auch die Dampferfahrt durch das Kurische Haff ihren eigenen nordischen Reiz.

Die Kurische Nehrung, die 98 km lange und 1–4 km breite Landzunge zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff vom Samland bis zum Memeler Tief, ist ein alluvialer Sandwall auf diluvialen Mergelboden, der einst mit stattlichem Wald bedeckt und nach den zahlreichen Funden in neolithischer Zeit (etwa 2. Jahrtausend v. Chr.) wahrscheinlich stärker besiedelt war als in den letzten Jahrhunderten. Die Entstehung der heutigen Dünen, die vom Meere allmählich bis 66 m aufsteigen und nach dem Haff meist schroff abfallen, ist größtenteils die Folge der Abholungen, die nach dem 30jährigen Kriege und unter den ersten Preußenkönigen hier stattfanden, sie sind also kaum 300 Jahre



Auf der Poststraße nach Preil

Vater und Söhne unternahmen von ihrem Quartier im Schwarzorter Postamt mehrere Ausflüge. Eine Radtour führte auf der Poststraße nach Preil und weiter nach Nidden.

Unsere Heimat in einem Reiseführer II

Heute geht es zu den memelländischen Bädern – Von Heinrich A. Kurschat

Nicht nur korrekt, sondern auch lyrisch waren Meyers Reiseführer des Bibliographischen Instituts in Leipzig. In unserer ersten Folge haben wir aus einem Ostpreußen-Führer des Jahres 1934 das Kurische Haff und die Kurische Nehrung dargestellt. Heute geht es zu den memelländischen Bädern. Auch hier bietet der Meyer eine Fülle von Einzelheiten!

Von Försterei nach Nidden

Wußten Sie schon, daß der Verband der Bäder des Memelgebiets im Memeler Rathaus eine „Ostsee-Bäderzeitung“ herausgab, die im Sommer als wöchentliche Kurzeitung erschien. Selbst in Max Szameitats Bibliographie klafft eine Lücke; er hat diese Kurzeitung offensichtlich auch nicht gekannt.

Dicht bei Memel (Eisenbahn 7 km, Autobus und zu Fuß) liegen die Seebäder nördlich der Stadt: Försterei-Mellneraggen und Nimmersatt.

Försterei, immer mit Mellneraggen im Bindestrich genannt, wird als stilles Ostseebad mit Laub- und Nadelwald beschrieben. Es gab zwar elektrisches Licht, aber Post, Arzt und Apotheke waren in Memel. Für die Gäste gab es das Kurhaus Ullmann mit 25 Zimmern und 42 Betten und den Gasthof Schmidt mit 22 Zimmern und 47 Betten. Schmidt konnte Garten und Garage bieten; Bettenpreis 6 Lit. Vollpension gab es bei Ullmann und Schmidt für 12 Lit. Auch das Städtische Kindererholungsheim mit 80–90 Betten wurde erwähnt. Keine Betten hatte das Restaurant von E. Franz, dem auch die Strandhalle gehörte. Das Gemeindeamt lag in Mellneraggen. Auch Ferienwohnungen waren damals schon gefragt. In der Villa Diana gab es 12, in der Concordia 22 Zimmer.

Das Schöne an Försterei war, daß man in fünf Minuten an einen wunderbaren Seestrand kam. Es gab eine Badeanstalt mit Einzelzellen, eine Strandhalle mit Terrasse und Erfrischungen. Im „Schloß am Meer“ wurden warme Seebäder und medizinische Bäder gereicht, und zwar von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Es gab einen Tennisplatz, am Sonnabend und Sonntag Tanzabende und Kinderfeste. 1930 wurden 850 Besucher gezählt, darunter 450 Badegäste, von denen 8/10 aus dem Reich kamen.

Die Spaziergänge waren mit Wegweisern und Entfernungangaben ausgestattet. Durch Heide und Hochwald ging man in einer Stunde nach Memel. Über die Drei Berge kam man in einer halben Stunde zur

Holländischen Mütze (25 m), einer steil zur Küste abfallenden Anhöhe mit schönem Kiefernbestand.

Wollte man nach Nimmersatt, so fuhr man mit der Bahn nach Deutsch-Crottingen und wurde auf Bestellung mit dem Wagen abgeholt. Auf den Einfall, von Memel mit dem Auto direkt nach Nimmersatt zu fahren, kam damals wohl noch niemand. Trotzdem – der Kraftverkehr war im Anmarsch: „Kraftwagen können bis auf den Strand fahren.“

Das Kurhaus Nimmersatt mit 24 Zimmern und 50 Betten (zu 3,50 Lit) bot Vollpension für 10–12 Lit, hatte Garten und Garage. Außerdem gab es noch eine Pension Feinstein, über die aber nichts gesagt wird. Nimmersatt wird als stiller Kur- und Badeort, an Laub- und Nadelwald schön gelegen, geschildert. „Bis 1920 nördlichster Ort Deutschlands“, Fischer- und Bauerndorf mit 300 Einwohnern, Kanalisation und Postamt (7–13, 15–20; So 8–12, 15–18). Arzt und Apotheke gab es in Polangen.

Vom Kurhaus fester Badeweg mit Ruhebänken durch die Dünen zum (4 Min.) feinsandigen Strand; guter Wellenschlag. Kalte Seebäder, auch aus Einzelzellen, frei. Warme Seebäder im Kurhaus. Keine Kurbühre; keine Konzerte. Tennisplatz. 1930 unter 400 Besuchern 200 Badegäste, darunter 5/6 deutsche.

Mit dem Autobus konnte man nach Polangen fahren. In dem ehemaligen russischen Ostseebad fand man Kurhaus und tägliches Militärkonzert, ein Theater, Bernsteinindustrie, die Drogerie Klompus, den Byruteberg mit der Nachbildung der Grotte von Lourdes.

Sandkrug und Süderspitze

In 7 Minuten kam man mit der Fähre von Memel nach Sandkrug, wo es ein Kurhaus mit 40 Zimmern und 50 Betten (zu 6–10 Lit) und Vollpension für 12–16 Lit gab. Gelobt wurde das Haus Waldeinsamkeit von Einars mit einem Bettenpreis von 5 Lit. Sandkrug wurde als Villenvorort Memels bezeichnet, durch das hier 600 m breite Haff von der Stadt getrennt. „Sonntags starker Ausflugsbesuch“, vermerkte Meyer. Hier wurden elektrisches Licht, Wasserleitung und Kanalisation erwähnt.

Vom Kurhaus gibt es einen schönen Blick auf Haff und Memel, einen Bohlenweg durch Hochwald zum (12 Min.) breiten Strand; guten Wellenschlag. Am Strand gab es ein Herren-, Damen- und Familienbad mit 100 Zellen für 40 Cent, doch war Freibaden natürlich gestattet. Auf der Düne gab es eine Erfrischungshalle. Kurtaxe wurde nicht verlangt. In Sandkrug war immer was los: Kurkonzerte und Tanzabende im Kurhaus, Tennisplätze, Feuerwerk, Kinderfeste, Segelfahrten nach Schwarzort. Jährlich wurden 4500 Besucher gezählt, „viele Deutsche“. Unweit des Kurhauses gab es die Restauration Alter Sandkrug, in der Kotzebue das Lied gedichtet haben soll „Es kann ja nicht immer so bleiben...“

Von Sandkrug aus gibt es viele windgeschützte Waldwege mit Wegweisern. Auf der Wald- und Haffuferpromenade kommt man nach (¼ Std.) Süderspitze zum Gasthof von Zaborowski. Hier liegt die kleine Gemeinde am Nordende der Kurischen Nehrung mit dem alten Nehrungsfort. Hier gab es damals Privatwohnungen, Freibäder und – im Sommer – die Fähre nach Memel.

Schwarzort war damals der besuchteste klimatische Kurort der Nehrung, rings von bewaldeten Dünen eingeschlossen, die ihn von Nord- und Westwinden schützten. Das Kirchdorf hatte 500 Einwohner, 3 km am Haffufer hingestreckt. Es gab elektrisches Licht und einen Arzt mit Hausapotheke.

Am Nordende des Dorfes befand sich die Anlegestelle mit Warthehalle und Zollabfertigung. Eine gepflegte Promenade mit Ruhebänken führte vom Dorf durch Kiefernhochwald am Aussichtsturm „Werners Kanzel“ vorbei zu dem von größeren Steinen freien (20 Min.) Ostseestrand: Herren-, Damen- und Familienbad mit sanft geneigtem, feinsandigem Badegrund; kräftiger Wellenschlag; bewirtschaftete Strandhalle. Feste Waldwege leiteten zu zahlreichen Ruhe- und Aussichtspunkten. Vom Blocksberg (53 m) mit seinem Glaspavillon gab es einen lohnenden Blick übers Haff und Nehrung. Nach Süden schlängelte sich die Bergstraße über aussichtsreiche Dünenkämme mit Ausblicken in das bewaldete Kesseltal. Weitere Aussichtspunkte waren die Schliekmannshöhe, die Gartenlaubenbank, der Haffblick und die Eiserne Ruh. 1933 wurden 8000 Besucher gezählt, darunter 4000 Badegäste (7/8 deutsche).

Meyer weist darauf hin, daß in Schwarzort Vorbestellungen ratsam seien, weil die Gasthöfe oft überfüllt sind. Der Kurische Hof

am Hochwald war mit 100 Zimmern und 125 Betten (10–14 Lit Pension) das beste Haus mit Garten und Konzert. Kurhaus May am Haff warb (10 Lit Pension) dafür, daß Reichsdeutsche 20% Rabatt erhielten. Weitere Hotels waren das Waldfrieden am Wald mit 60 Betten, das Forsthotel mit 70 Betten und die Eiche. Weiter gab es noch die Fremdenheime Flora, Sommer, Amalie und Hubertus, alle mit 10–12 Lit Pension. Die Privatzimmer im Villenviertel waren teurer als im Dorf. Hier gab es auch eine Jugendherberge, in der selbst Erwachsene für 1,10 Lit übernachten konnten.



Fischerhochzeit
in Preil



Lewald reist über die Kurische Nehrung nach Memel

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Wie Joh. Fr. Reichardt (siehe MD, Seite 133 d. Jg.) in der uns so großartig erschienenen Einsamkeit und Öde der Kurischen Nehrung, die er 1763 bereist hatte, nur das Schreckhafte, die beängstigende Verlassenheit, die drohenden Naturgewalten sah, so erging es auch dem 14jährigen Königsberger Carl August Lewald. Er war 1792 geboren und gibt in seinem zwölbändigen Buch „Ein Menschenleben“ (Leipzig 1844, 1. Bd. S. 24–85) von der Nehrung eine zwar interessante, aber keineswegs naturbetonte Schilderung. Auch bei ihm stehen Mühsal der Reise und die Menschen im Vordergrund, nur ein Sonnenaufgang vermag ihn zu begeistern.

Lewald, der Sohn eines aus Polen eingewanderten jüdischen Kaufmanns, war literarisch und künstlerisch interessiert und begabt. Als Dreizehnjähriger schon las er den Don Quijote und Vasaris Künstlerbiographien. So wurde er nach der Teilnahme am Befreiungskriege Schauspieler, Theaterdichter, Theaterleiter und äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der in den Spuren E. T. A. Hoffmanns zu wandeln versuchte. Doch was bei diesem Dämonie und Sehnsucht nach dem Ewigen hinter den Dingen ist, wirkt bei Lewald platt, albern und schwülstig, so daß alle seine Dramen, Gedichte und läppischen Novellen heute mit Recht vergessen sind.

Dagegen ist die Beschreibung seines unsteten Lebens, die er selbst literarisch gering erachtete, noch heute sehr interessant, denn er schildert seine Zeit und sein Erleben derselben mit hellen Augen und großer Anschaulichkeit. So fesselt auch seine Memeler Reise den Leser.

Er fuhr mit seiner Mutter im Spätsommer 1806 nach Kurland. Da sie weder „mit den Schaakener gehen“ wollten, weil die Reise von Schaaken mit dem Boot wegen der Stürme und Wellen zu gefährlich war, noch mit der „ordinären Post“ über Tilsit, weil „die ungefederten langsam fahrenden Kastenwagen zur Dauerqual wurden“, so fuhren sie in einem Planwagen der „Rigaischen Kaufleute“, Königsberger Fuhrleute, die das Privileg für die Fahrten auf der Nehrungsstraße nach Mitau und Riga hatten, bis Memel mit.

Der Wagen war voller Fässer und Waren, in der Mitte war ein Platz für die Passagiere, die auf strohgepolsterten Kisten saßen. Frachtstücke boten sich als Rückenlehne an. Der Kaufmann, Herr Petter, ritt neben dem Planwagen oder voraus, bestellte Mittag und „kundschaftete Triebssand“. Sein Sohn und der Knecht blieben bei dem Wagen und seinen vier Passagieren: Frau Lewald und August, ein ihnen befreundeter Kaufmann und ein junger Graf von den sächsischen Leibhusaren. Jeder Reisende hatte einen „Flaschenkeller“ und einen Bettsack bei sich. Die Pferde schafften täglich vier Meilen. „Durch tiefen, tiefen Sand“ kamen sie nach dem „Cranzkrug“, einem einsam dastehenden langen, unschönen Gebäude auf weiter Sandfläche; hart ans Ufer brandeten die Wellen der Ostsee. Jetzt (1844!) sollen an dieser Stelle freundlich-wohnliche Gebäude stehen, die eine zahlreiche interessante Gesellschaft während der

Sommermonate beherbergen, die sich hier des wohlthätigen Seebades erfreut.“*)

„Es war 1/2 5 Uhr, als der Fuhrmann hier anhielt, um Nachtquartier zu machen. Es war für unsere Reisenden gar nicht zu früh zur Einkehr; mußte nicht der Bettsack geöffnet und seines Inhalts entleert werden, um ein Mahl zu halten? Dann aber noch einen Augenblick am Seestrande zu lustwandeln, um verstohlen nach Bernstein zu suchen, da dieser bekanntlich Regal und das Sammeln desselben streng verboten war?“

Es folgt die Schilderung der Dünen, und am Spätnachmittag des zweiten Tages war Kunzen erreicht, wo übernachtet wurde.

„Der Ort hatte ein trauriges Aussehen; die Sandfläche, die sich hier dem Auge zeigte, war fast von jeder Vegetation entblößt, und das uralte (1552 erbaut. Verf.) verfallende Kirchlein lag zur Hälfte im Sande vergraben, aus dem nur der Thurm und die Eingangspforte ragten, da diese die Bewohner durch fleißiges Schaufeln immer frei zu halten suchten. Das Wirtshaus entsprach vollkommen der Gegend und der Armuth des Ortes, wenn es schon das ansehnlichste Gebäude darin war. Gleich nach der Ankunft der Reisenden knisterte frisches Kienholz auf dem Herde in der Mitte des Raumes, und die zuckenden Stücke vieler Aale wurden mit emsiger Geschäftigkeit auf die übliche Weise in den Kessel über dem Feuer geworfen. Es währte nicht lange, so war das Abendgericht fertig. Eine grün und gelb verglaste Schüssel aus Steingut nahm es auf und wurde mitten auf den Tisch gestellt, an dem sich alles bunt durcheinander reihte, die Hausgenossen nebst den Reisenden. Mit hölzernen Löffeln wurden die Aalstücke aus dem Kartoffelbrei gefischt, und die Löffel aller fuhren aus dem Munde wieder in die Schüssel auf die friedlichste Weise der Welt... Bei unserer Tafelrunde klapperten die Löffel lustig um die Wette, weil alles hungrig war, und die einfache Speise einem Jeden mundete. Man ließ den mitgenommenen Mundvorrath unberührt... Die Flaschenkeller konnten jetzt nicht in gleicher Weise geschont werden, denn außer gewöhnlichem Kornbranntwein und einer dicken bräunlichen Flüssigkeit, undurchsichtig und von fad säuerlichem Geschmack, die man Bier benannte, war hier nichts zu haben als Wasser. Dies letzte Getränk, das einzig genießbare, schien jedoch den Reisenden zu ihrem fetten Nachtgericht nicht passend.

Am andern Morgen, als der erste graue Tag durch die runden Papierscheiben brach, erhob sich alles vom Lager... Vier hohe Töpfe standen zur Hand, die bereits halb mit Bier gefüllt waren, und nun wurde die siedende Milch dazu geschüttet und nebst einer Schale mit braunem Rohzucker vor einen Jeden hingestellt... Die Zeche war der Bewirthung angemessen, nicht theuer...“

Man brach auf: „Um 11 Uhr wurde in einer Bretterbude am Seestrande Mittagsrast gemacht. Herr Petter ritt gegen den Bergrücken, um dem Wagen den Weg zu zeigen. Dieser war aber bald so beschwerlich geworden, daß die Reisenden höflich gebeten wurden, aus-

zusteigen. So ging's in den steilen Sand hinan unter Schweiß und Mühen. Nur wer jemals den Aschenkegel des Vesuv erklimmte, kann sich einen Begriff von dieser ermüdenden Partie machen: in hohe Haufen zusammengewehter Sand, steile Wände. Es dauerte Stunden, bis man die schräge Fläche erklimmen und den eigentlichen Kamm erreicht hatte...“

„Während der Blick noch kurz zuvor auf einer Wasserfläche geruht hatte, die im Strahl der untergehenden Sonne wie Gold und Glut flimmerte und nur den gelben Sandvordergrund hatte, schaute man hier in eine Bucht, um welche friedliche Hütten sich reihten, in deren Nähe fünf alte Linden standen — nach zwei Tagen gänzlicher Entbehrung eine wahrhaft erquickliche Augenweide! Diese fünf Bäume machten auf die Reisenden einen schlagenderen Eindruck, als die herrlichsten Terrassen einem übersättigten Auge zu bieten vermögen, und nur der Anblick des großartigen Parkes von Muskau, den man plötzlich im Sandbecken der Lausitz wie hingezaubert sieht, bietet größere Überraschung.

„Der hohe Sandrücken breitete einen weiten dunkelgrauen Schatten über das Dörichen Nidden und das Haff, dessen gegenüberliegende Ufer gleich einem fernen Waldstreif sich kenntlich machte. Wie aus Flor ragte die Nadel des Labiauer Thurms herüber...“

In der Wirtshausstube trafen die Reisenden einige Niddener Mädchen an, die später mehrere „Dainos“ sangen, von denen L. einige mitteilt.

Am grauenden Morgen ging es nach einem Frühstück von dampfendem Haferbrei mit Milch weiter. Wieder mußte unter größten Anstrengungen der Dünenkamm erklimmt werden.

„Aber ein neuer großartiger Eindruck wartete unserer hier auf der Höhe der schmalen Landzunge, zwischen zwei Riesengewässern... Während das eine Meer von den ersten Strahlen des Sonnenaufgangs im Osten mit Gluth in Purpur gefärbt wurde, brütete und wogte das andere Meer noch nächtlich... Es war ein wirkungsreicher Moment, den die Reisenden nur mit Unmuth schwinden sahen, als sie mit größerer Geschwindigkeit jetzt zur See hinab und sogleich in diese wieder hineinfuhren, um auf den glatt geschliffenen Strandkieseln besser hinzurollen und von den Morgenwellen die ausgetrockneten knarrenden Achsen des schweren Gefährts erfrischen zu lassen.“

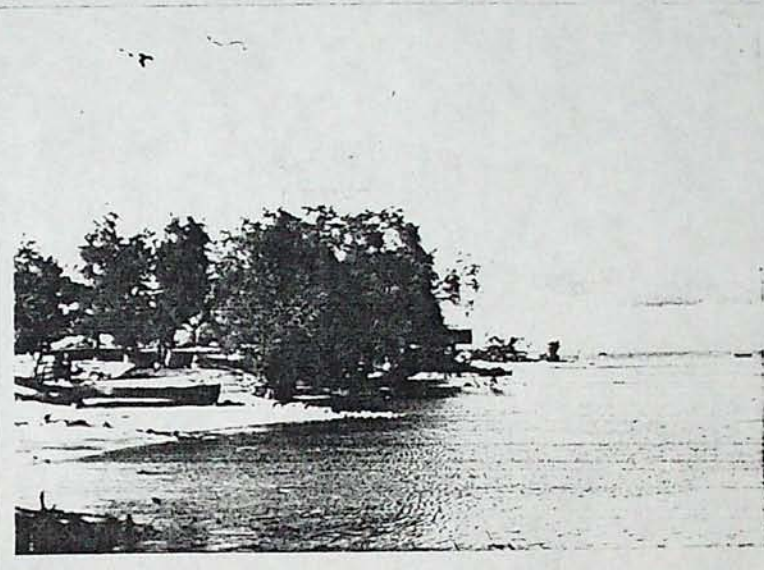
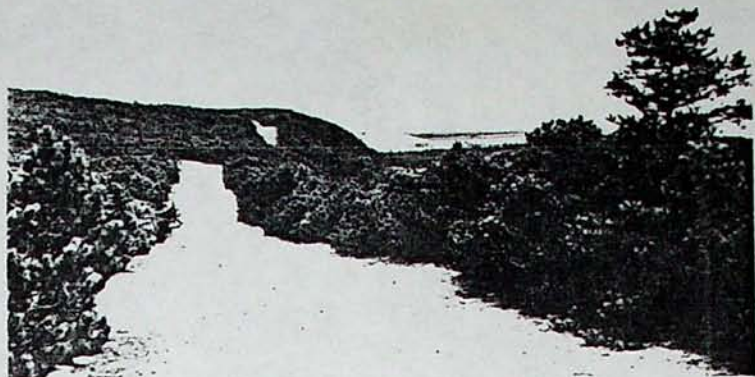
„Nach abermaligem Halt in einer Bretterbude, um die Mittagsruhe zu genießen, kam der Wagen endlich noch bei guter Tageszeit in der letzten Nehrungsstation Schwarzorth an, wo er auf einen riesigen Pramm geschafft wurde, um nebst Passagieren und allem Übrigen über das Tief nach Memel zu schiffen.“**)

„Memel machte auf seiner weiten, gelben ringsum flachen Sanddüne keinen besonders malerischen, doch jedenfalls einen freundlichen Eindruck. An der äußersten Spitze die Werke der kleinen Zitadelle; einige Windmühlen...“

Es hatten sich dort viele englische Familien niedergelassen... „Memel ist ganz englisch“, hörte man allgemein sagen: die Simpson, Argelander, O'Gilvie, Maclean, Hay...“

*) Hier wurde Lewald durch die verlassende Erinnerung genarrt. Die letzte Nehrungsstation war auch damals schon Sandkrug, von wo aus die Fahrt nach Memel verkehrte.

*) Cranx wurde erst 1816 durch den Reg. Medizinalrat Kessel Seebad.



Preil 1941

Amtsbezirk: Nidden. B: Rademacher. I. B:
 Rademacher. II. B: Kakies.
 Zollaufsichtsstelle G.: Öffentl. Fernspr. Preil.
 Voranmeldung.
 St. A: Fröse. Martin-Nidden.
 Post: Nidden.
 Bastik, Friedrich, Fischer.
 Detzkeit, Ernst, Gastwirt.
 — Paul, Fischer.
 Dullies, Friedrich, Fischer.
 — Wilhelm, Fischer.
 Engeliens, Fritz, Fischer.
 — Johann, Fischer.
 Erzenings, Martin, Fischer.
 Freudenfeld, Anna, Witwe.
 — Lotte, Schneiderin.
 Geldszus, Georg, Arbeiter.
 Jekait, Martin, Fischer.
 Jessejus, Hans, Fischer.
 — Johann, Fischer.
 Kakies, Martin, Fischer.
 Kubillus, Elsa, Kindergärtnerin.
 — Fritz, Fischhändler.
 — Martin, Fischer.
 — Wilhelm, Fischer.
 — Willy, Fischer.
 Kwauka, Michel, Fischer.

Labrenz, Friedrich, Fischer.
 Lauzenings, Anna.
 — Martin, Fischer.
 Moors, Heinrich, Fischergehilfe.
 Naujoks, Anna, Witwe.
 — Else, Fischerwitwe.
 — Willy, Fischergehilfe.
 Peleikies, Emmy, DRK-Helferin.
 — Henriette, DRK-Helferin.
 — Henriette, Witwe.
 — I. Johann, Fischer.
 — II. Johann, Fischer.
 Pinkies, Friedrich, Gastwirt.
 Rademacher, Anna, Witwe.
 — Else, Witwe.
 Rademacher, Fritz, Fischer.
 — Martin, Fischer.
 — Wilhelm, Fischer.
 Rudies, Adolf, Fischergehilfe.
 — David, Arbeiter.
 — Hans, Fischer.
 Sakuth, Johann, Fischer.
 Schlicht, Anna, o. B.
 — Friedrich, Fischer.
 Szorring, Anna, Arbeiterin.
 Wehleit, Max, Fischergehilfe.
 Weinhold, Martin, Fischer.
 — Wilhelm, Fischer.

Kurische Nehrung

o versandete Nehrungsdörfer.



Wilhelm von Humboldt

schreibt nach einem Nehrungsbesuch im Jahre 1804:
 „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“

Wohin wird sich das deutsche Publikum in seinen Sommerferien wenden?

„Ins Ausland“ hieß es früher allgemein. Den hochgeschraubten Ansprüchen galt das Heimatliche vor dem Kriege nichts. Gemeinsame Not hat einerseits die Völker zusammengeführt, andererseits sie aber auch erkennen lassen, daß in erster Linie es gilt, der eigenen Stammesangehörigen zu gedenken. So hofft die Bevölkerung der Kurischen Nehrung, die bis zur erfolgten Abtrennung des Memelgebiets vom Deutschen Reich mit dem deutschen Volk eng verbunden war, daß dieses ihrer mehr noch als bisher sich erinnern und die Kurische Nehrung, diesen einzigartigen, weil mit ganz eigenartigen Schönheiten ausgestatteten Landstrich, als Reiseziel sich erwählen wird. Neben Nidden und Schwarzort, zwei alteingeführten Badeorten der Kurischen Nehrung, rüstet sich nunmehr auch

Preil

der vielen Nehrungsbesuchern bereits bestens bekannte Fischerort, in erweitertem Umfange Erholungsuchende aufzunehmen.

Preil

als Badeort ist im Entstehen begriffen, liegt 7 km nördlich von Nidden unmittelbar am Haff und mitten im Elchrevier. Die Elchbrüche liegen nur 1¼ km vom Ort entfernt und können bequem zu Fuß in 15—20 Minuten erreicht werden. Das Preiler Elchrevier wird alljährlich von der weitaus größten Zahl der Schwarzort und Nidden besuchenden Badegäste mit Vorliebe aufgesucht. Die Preiler haben die Annehmlichkeit, das Elchrevier in unmittelbarer Nähe zu haben, sodaß Kosten für Fuhrwerke fortfallen. Hohe, mit Kiefern bewaldete Dünen umgeben den Ort. Der Wetzekrugberg, die **höchste Düne** der Kurischen Nehrung, ist nur 2 km südlich vom Ort gelegen. Dieser und der unmittelbar am Ort gelegene 57 m hohe Preiler Berg bieten eine herrliche Fernsicht. Zwischen dem Fuß der steilen Dünen und dem Dorf zieht sich ein Nadelwaldgürtel hin und bietet schattige Spaziergänge. Zwischen der Düne und der Ostsee liegt das Elchrevier mit seinen Brüchen und wechselnden Laub- und Nadelwaldbeständen.

Preil

ist nach Belieben der Badegäste sowohl auf dem Wasser- als auch auf dem Landwege (von Königsberg über Labiau oder Insterburg nach Tilsit über Memel) zu erreichen. Der Wasserweg ist dem Landwege entschieden vorzuziehen und gewährt den Reisenden nach und von

Preil

zumal an heißen Sommertagen, unverkennbare Vorzüge. Von Staub und Hitze unbeschwert, bringen neuzeitlich eingerichtete Dampfer die Reisenden über das Kurische Haff in drei- bis vierstündiger Fahrt ans Ziel. Diese Wasserfahrt den Dünen entlang ist ein Genuß für sich und gewährt dem für Natureindrücke Empfänglichen Bilder, die dem Gedächtnis nie entweichen.

Die sauberen **Gaststätten** Preils bieten bei einfacher Ausstattung doch die erforderliche Bequemlichkeit. Schlicht eingerichtete, freundliche, sonnige Zimmer mit Hausgärten harren der Ankömmlinge. Die Preise sind nach Größe, Ausstattung und Lage der Zimmer verschieden, aber nicht hoch.

Der **Verpflegung**, der die Gemeindevertretung ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird, soweit sich die Badegäste nicht selbst beköstigen, Anerkennung gezollt. Die Kost ist wohlschmeckend und reichlich. Man kann sich in

Preil

so einrichten, daß häusliche Gewohnheit und Bequemlichkeit nicht vermißt werden.

OSTSEEBAD PREIL

Fuhrwerke fortfallen. Hohe, mit Kiefern bewaldete Dünen umgeben den Ort. Der Wetzekrugberg, die **höchste Düne** der Kurischen Nehrung, ist nur 2 km südlich vom Ort gelegen. Dieser und der unmittelbar am Ort gelegene 57 m hohe Preiler Berg bieten eine herrliche Fernsicht. Zwischen dem Fuß der steilen Dünen und dem Dorf zieht sich ein Nadelwaldgürtel hin und bietet schattige Spaziergänge. Zwischen der Düne und der Ostsee liegt das Elchrevier mit seinen Brüchen und wechselnden Laub- und Nadelwaldbeständen.

Preil

ist nach Belieben der Badegäste sowohl auf dem Wasser- als auch auf dem Landwege (von Königsberg über Labiau oder Insterburg nach Tilsit über Memel) zu erreichen. Der Wasserweg ist dem Landwege entschieden vorzuziehen und gewährt den Reisenden nach und von

Preil

zumal an heißen Sommertagen, unverkennbare Vorzüge. Von Staub und Hitze unbeschwert, bringen neuzeitlich eingerichtete Dampfer die Reisenden über das Kurische Haff in drei- bis vierständiger Fahrt ans Ziel. Diese Wasserfahrt den Dünen entlang ist ein Genuß für sich und gewährt dem für Natureindrücke Empfänglichen Bilder, die dem Gedächtnis nie entweichen.

Die sauberen **Gaststätten** Preils bieten bei einfacher Ausstattung doch die erforderliche Bequemlichkeit. Schlicht eingerichtete, freundliche, sonnige Zimmer mit Hausgärten harren der Ankömmlinge. Die Preise sind nach Größe, Ausstattung und Lage der Zimmer verschieden, aber nicht hoch.

Der **Verpflegung**, der die Gemeindevertretung ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird, soweit sich die Badegäste nicht selbst beköstigen, Anerkennung gezollt. Die Kost ist wohlschmeckend und reichlich. Man kann sich in

Preil

so einrichten, daß häusliche Gewohnheit und Bequemlichkeit nicht vermißt werden.



Fahrplan 1930

„Cranz-Memel-Linie“

Seebädderdienst der *Kurischen Vlehrung* mit den Salondampfern
 „Cranz“, „Memel“ und „Rossitten“
 mit Anschluß an die Züge der Königsberg—Cranzer Eisenbahn
 Gültig 1. Juni bis 15. September

WERKTAGS

			Königsberg					
800	900	1100	ab	Nord-Bahnhof	an	13 ¹⁰	19 ⁵⁸	20 ⁴⁸
843	934	1145	an	Cranz	ab	12 ²⁰	19 ¹⁸	20 ⁰⁶
855	945	1155	ab	Cranz	an	12 ¹⁴	19 ⁰⁴	19 ⁵⁹
900	950	12 ⁰	an	Cranzbeek	ab	12 ⁰⁵	18 ⁵⁵	19 ⁵⁰
910	10 ⁰⁰	12 ¹⁰	ab	Cranzbeek	an	11 ⁵⁰	18 ³⁰	19 ³⁰
11 ¹⁰	12 ²⁰	14 ¹⁵	an	Rossitten	ab	9 ⁴⁰	16 ¹⁰	17 ³⁰
11 ²⁰		14 ²⁵	ab	Rossitten	an	9 ³⁰		17 ²⁰
12 ²⁰		15 ²⁵	an	Nidden	ab	8 ²⁵		16 ²⁰
12 ³⁰		15 ⁴⁰	ab	Nidden	an	8 ¹⁵		16 ¹⁰
			an	Preil	ab			
			ab	Preil	an			
14 ¹⁰		17 ²⁰	an	Schwarzort	ab	6 ²⁵		14 ³⁰
—		17 ²⁵	ab	Schwarzort	an	6 ³⁰		—
—		18 ³⁰	an	Memel	ab	5 ³⁰		—

SONNTAGS

			Königsberg					
821	905	1100	ab	Nord-Bahnhof	an	13 ¹⁰	20 ⁰⁸	21 ³⁹
858	939	1145	an	Cranz	ab	12 ²⁰	19 ²⁸	21 ⁰²
910	950	1155	ab	Cranz	an	12 ¹⁴	19 ²⁰	20 ³⁹
915	955	12 ⁰⁰	an	Cranzbeek	ab	12 ⁰⁵	19 ¹¹	20 ³⁰
930	10 ⁰⁰	12 ¹⁰	ab	Cranzbeek	an	11 ⁵⁰	18 ⁵⁰	20 ⁰⁰
11 ³⁰	12 ²⁰	14 ¹⁵	an	Rossitten	ab	9 ⁴⁰	16 ³⁰	18 ⁰⁰
11 ⁴⁰		14 ²⁵	ab	Rossitten	an	9 ³⁰		17 ⁴⁵
12 ⁴⁰		15 ²⁵	an	Nidden	ab	8 ²⁵		16 ⁴⁵
12 ⁵⁰		15 ⁴⁰	ab	Nidden	an	8 ¹⁵		16 ³⁰
			an	Preil	ab			
			ab	Preil	an			
14 ³⁰		17 ²⁰	an	Schwarzort	ab	6 ³⁵		14 ⁵⁰
—		17 ²⁵	ab	Schwarzort	an	6 ³⁰		—
—		18 ³⁰	an	Memel	ab	5 ³⁰		—

Dampfschiffs-Reederei F. Neubacher

Telefon Nr. 6577

Königsberg Pr.

Koggenstraße Nr. 42

OSTSEEBAD PREIL

Fuhrwerke förtfallen. Hohe, mit Kiefern bewaldete Dünen umgeben den Ort. Der Wetzekrugberg, die **höchste Düne** der Kurischen Nehrung, ist nur 2 km südlich vom Ort gelegen. Dieser und der unmittelbar am Ort gelegene 57 m hohe Preiler Berg bieten eine herrliche Fernsicht. Zwischen dem Fuß der steilen Dünen und dem Dorf zieht sich ein Nadelwaldgürtel hin und bietet schattige Spaziergänge. Zwischen der Düne und der Ostsee liegt das Elchrevier mit seinen Brüchen und wechselnden Laub- und Nadelwaldbeständen.

Preil

ist nach Belieben der Badegäste sowohl auf dem Wasser- als auch auf dem Landwege (von Königsberg über Labiau oder Insterburg nach Tilsit über Memel) zu erreichen. Der Wasserweg ist dem Landwege entschieden vorzuziehen und gewährt den Reisenden nach und von

Preil

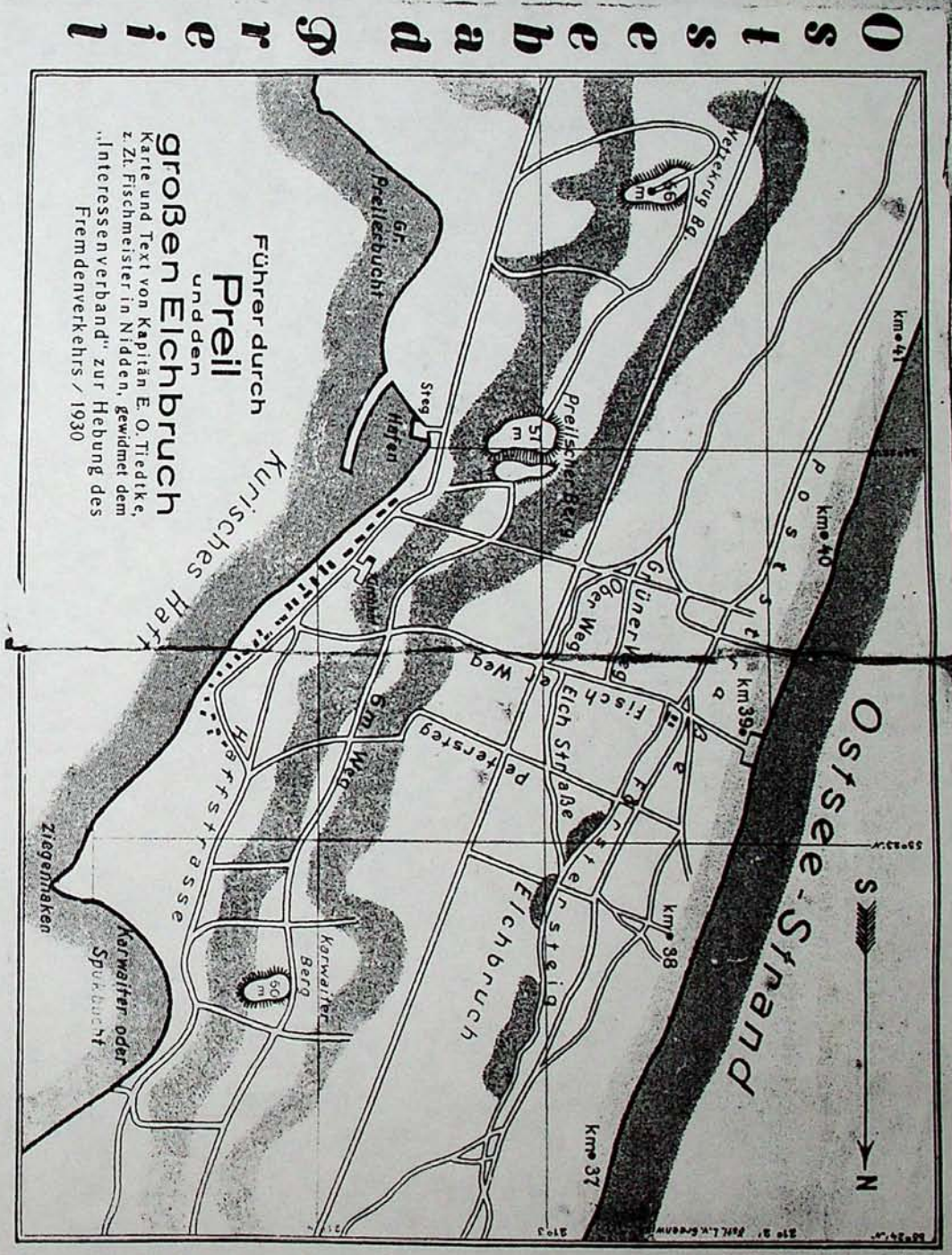
zumal an heißen Sommertagen, unverkennbare Vorzüge. Von Staub und Hitze unbeschwert, bringen neuzeitlich eingerichtete Dampfer die Reisenden über das Kurische Haff in drei- bis vierstündiger Fahrt ans Ziel. Diese Wasserfahrt den Dünen entlang ist ein Genuß für sich und gewährt dem für Natureindrücke Empfänglichen Bilder, die dem Gedächtnis nie entweichen.

Die sauberen **Gaststätten** Preils bieten bei einfacher Ausstattung doch die erforderliche Bequemlichkeit. Schlicht eingerichtete, freundliche, sonnige Zimmer mit Hausgärten harren der Ankömmlinge. Die Preise sind nach Größe, Ausstattung und Lage der Zimmer verschieden, aber nicht hoch.

Der **Verpflegung**, der die Gemeindevertretung ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird, soweit sich die Badegäste nicht selbst beköstigen, Anerkennung gezollt. Die Kost ist wohlschmeckend und reichlich. Man kann sich in

Preil

einrichten, daß häusliche Gewohnheit und Bequemlichkeit nicht vermißt werden.



**Führer durch
Preil
und den
großen Elchbruch**
Karte und Text von Kapitän E. O. Tiedtke,
z. Zt. Fischmeister in Nidden, gewidmet dem
„Interessenverband“ zur Hebung des
Fremdenverkehrs / 1930

Ostseebad Preil

Schlittenfahrt der Nehrungsfischer über See von Preil nach Memel

Wir sind es von unsern Nehrungsfischern im Winter gewohnt, daß sie mit Pferdeschlitten über das Eis zum Markt nach Memel kommen. In langen Kolonnen pflegen sie den Weg über das Kurische Haff von Nidden, Preil und Perwelf hierher zu machen. Sie überqueren meistens das Haff nach der Festlandsseite zu und fahren weiter am Ufer entlang von Ninten bis Schmelz, um von dort ihre Fangerzeugnisse auf dem Landwege zur Stadt zu bringen. Seit Jahrzehnten ist es so gewesen, weil das Haff, wenn es auch zufror, immer schwache Eisstellen aufwies, so daß die Fischer sicherheitsshalber die durch sogenannte Fusen bezeichneten Wege benutzten. Daß sie aber jemals über das Eis der See nach Memel gekommen sind, dessen können sich auch die ältesten Fischer nicht entsinnen. Es soll allerdings vor achtzig Jahren ein so strenger Winter gewesen sein, daß die Nehrungsfischer von Preil auf dem Eis der See nach Rostitten gefahren sind. Das wußte uns ein Fischer zu erzählen, dessen Großvater diese Fahrt gemacht haben soll.

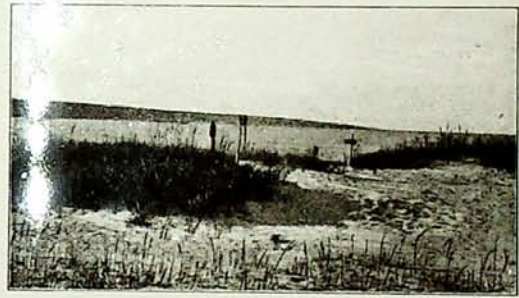
Was vor achtzig Jahren der Fischer erlebte, haben wir auch in diesem Winter zu verzeichnen. Denn Freitag nachmittag kamen acht Fischer aus Preil und Perwelf mit ihren Pferdeschlitten, auf denen sie je nach der Bespannung zehn bis fünfzehn Zentner Fische geladen hatten, über das Eis der See nach Sandkrug und fuhren dann mit ihrer Ware über das Tief direkt auf dem Neuen Markt auf. Sie haben diesen Weg über See deshalb gewählt, weil infolge Schneeverwehungen auf dem Haff die Beförderung von Lasten weit schwerer ist. Während sie die etwa 40 Kilometer lange Strecke in etwa dreieinhalb Stunden zurücklegten, brauchte ein anderer Fischer aus Preil, der Freitag über das Haffeis nach Memel kam, etwa zehn Stunden.

Wie die Fischer erzählen, sind sie auf dem Eise fünfzig bis hundert Meter vom Seestrande entfernt gefahren. Hin und wieder hat das etwa 25 Zentimeter starke Eis kleine Risse, die jedoch mit so starkem Meiseis überzogen sind, daß es ebenfalls die Last getragen hat.

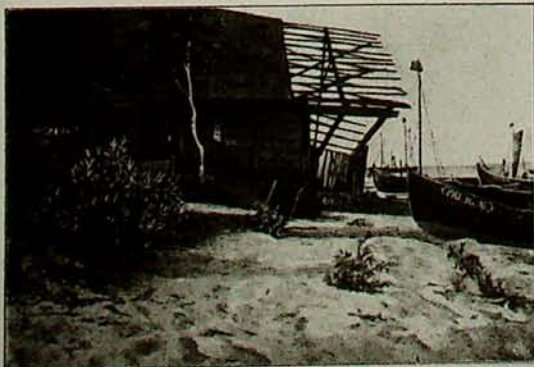
Allerdings ist nicht die ganze Fahrt von Preil nach Memel glatt vonstatten gegangen. Bis die Fischer die See erreichten, hatten sie große Schwierigkeiten zu überwinden. Denn am Seestrande von Nidden bis etwa Schwarzort zieht sich eine aus Eis und Schnee gebildete Mauer entlang, die bei Preil die Höhe von etwa dreieinhalb Metern erreicht. Wohl konnten die Fischer die Spitze der

Mauer, die flach anläuft, gut erreichen; doch mußten sie, oben angelangt, die Pferde ausspannen und auf das Eis hinunterfahren, da vor der Mauer an der Seeseite Schnee zusammengeweht ist. Durch diesen Schnee ließen sie die Schlitten von der Mauer allein hinunterlaufen. Aber auch dieses Hindernis wurde bald überwunden, wenn auch bei der raschen Rodelfahrt einige Risten von den Schlitten in den Schnee fielen. Die ausgestreuten Fische waren bald wieder in die Risten verpackt und auf die Schlitten geladen. Die Seefahrt über das Eis nach Memel konnten nun beginnen.

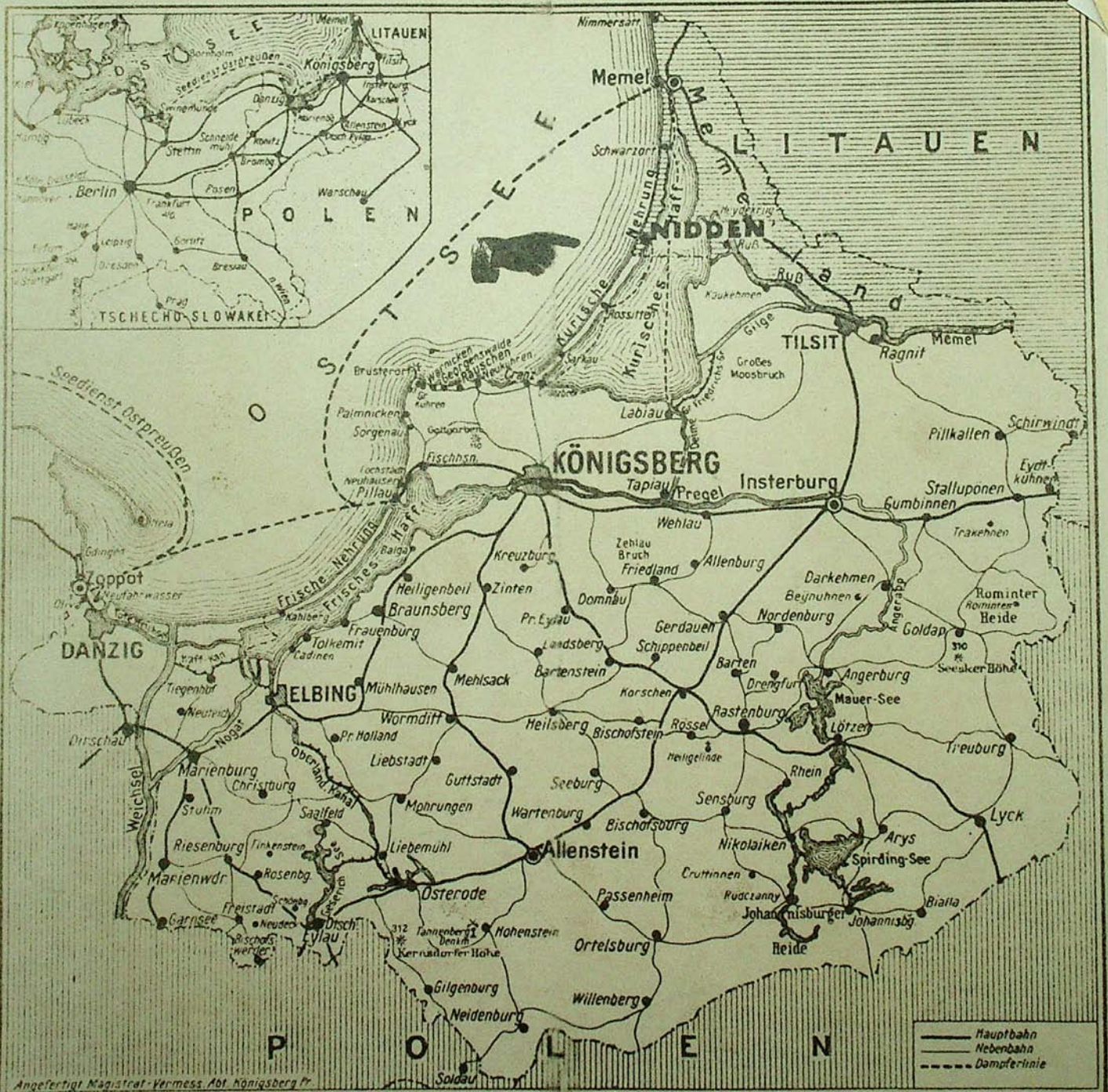
Wir wünschen unsern braven Fischern, daß sie die Rückfahrt über See ebenso glatt überstehen möchten.



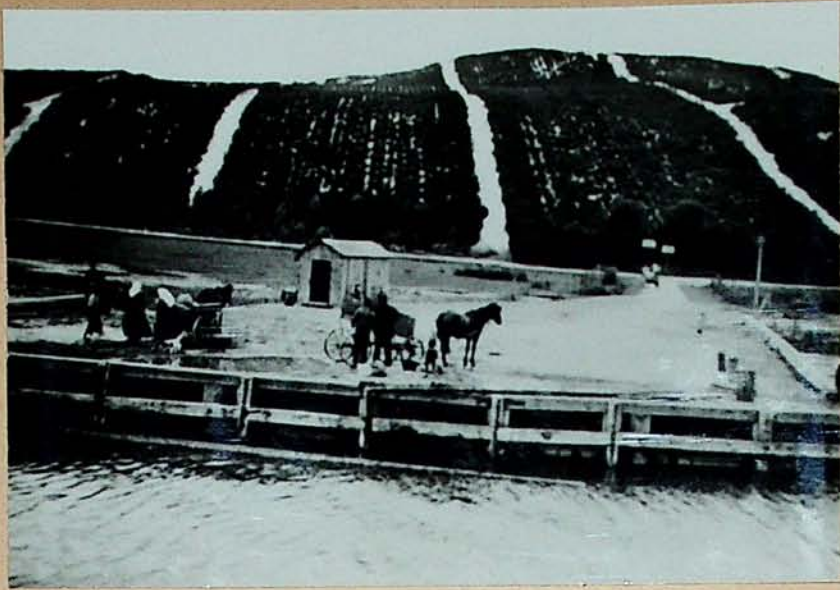
In der letzten Zeit verlandeter Kirchhof (bei Preil).
Aus dem „Führer durch Memel und Umgegend“.



Fischerhaus in Preil, durch Flugland und Wasser zerstört.
Aus dem „Führer durch Memel“.



Angefertigt Magistrat Vermess. Abt. Königsberg 1917



PREIL
(Kurlische Nehrung)

Das Bekenntnis der Preiler

Große Kundgebung auf dem Sportplatz

Preil, 8. November.

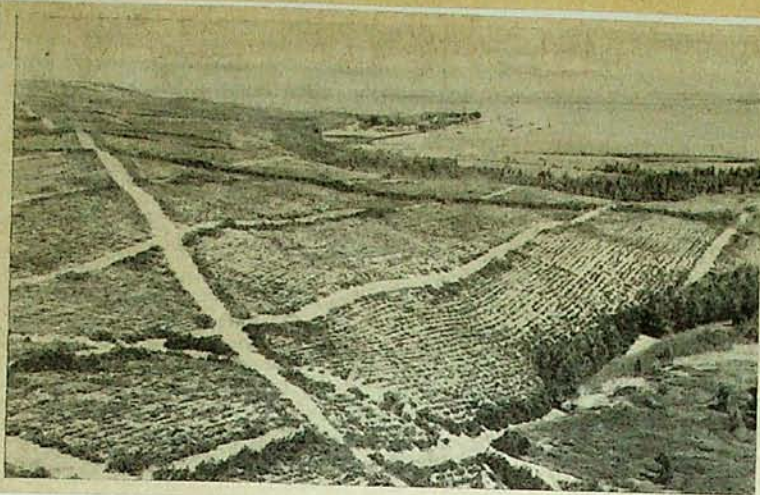
Um der Freude über den Zusammenschluß aller Preiler Ausdruck zu geben, traten am letzten Sonntag der Sportverein, der Fischerverein und die übrige Preiler Bevölkerung vom kleinsten Jungen bis zum achtzigjährigen Mann vor dem Hotel „Preiler Elch“ an. In stottem Marschschritt ging es mit Gefang zum Sportplatz. Auf dem Kampfsplatz der Jugend, so führte Kamerad Max Grißhat aus, haben wir uns hier versammelt, um dem Ausdruck zu geben, was uns innerlich bewegt. Wir freuen uns über die Aufhebung des Kriegszustandes und dies haben wir einem Manne zu verdanken, den die ganze Welt respektiert. Ortsgruppenleiter Max Schlicht führte u. a. aus: „Fünfzehn Jahre lang war uns der Mund geschlossen. Aber die Sprache unserer Herzen war stärker als der Kriegszustand. Je mehr man uns drückte, um so mutiger und entschlossener wurden wir. Wie viele mußten in die Zuchthäuser wandern! Heute ist das vorbei. Heute schlägt uns das Herz viel höher, denn wir wissen, daß die Zeit der Knebelung nie wieder kommt. Wir schwören das heute, und wir sind bereit, diesen Schwur durch Taten zu beweisen. Steht alle zusammen, so wie ihr jetzt vor mir steht, aber laßt euch nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Unsere stärkste Waffe ist eine eiserne Disziplin.“

Nun ging es zurück zum „Hotel Preiler Elch“. Der Schülerchor brachte zahlreiche Lieder zu Gehör. Die Mädels sammelten sich zu Volkstänzen. Männer und Frauen, Kinder und Greise sangen tränenenden Auges das Lied „Freiheit, die ich meine“. Endlich, endlich löste sich der Alldruck von jeder Brust. Bedauerlich war ein Zwischenfall, hervorgerufen durch den nach Preil hinzugezogenen Fischergesellen Wehleit. Er stieß wüste Schmährufe gegen den Memeldeutschen Kulturbund aus und versuchte, mit verschiedenen Fischern anzubändeln. Er wurde vom Ordnungsdienst, den er ebenfalls zu bedrohen versuchte, an die frische Luft befördert. Immer wieder versuchte er nun in den Saal zu gelangen, um, wie er sich äußerte, es den Männern mit den roten Armbinden und deren Anführern zu zeigen.





Post-Rademacher



Gefesselte Düne

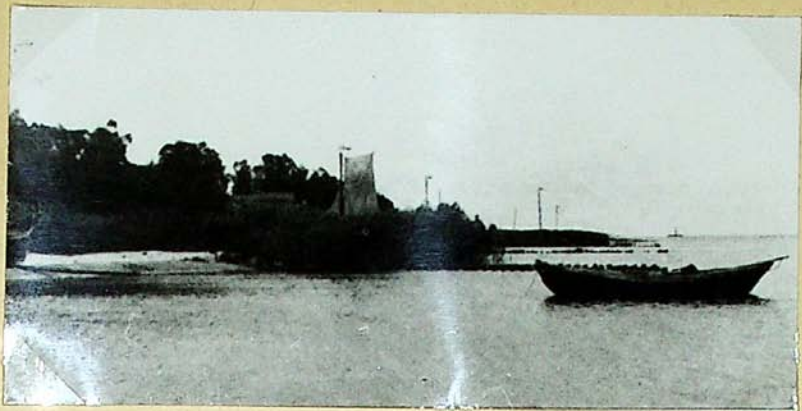
An dem Fuße dieser gefesselten Düne liegt Preil, einer der weltverlorensten Nehrungs-orte, der auf diesen Seiten geschildert wird.

Auf. : Inst. f. Ausl. Bez.



Woeds 5.105 1966.60

PREIL (Kurische Nehrung) — Ein neuer Kurenwimpel entsteht



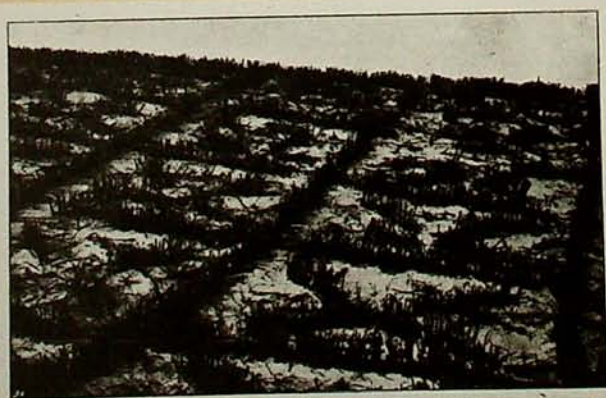
PREIL



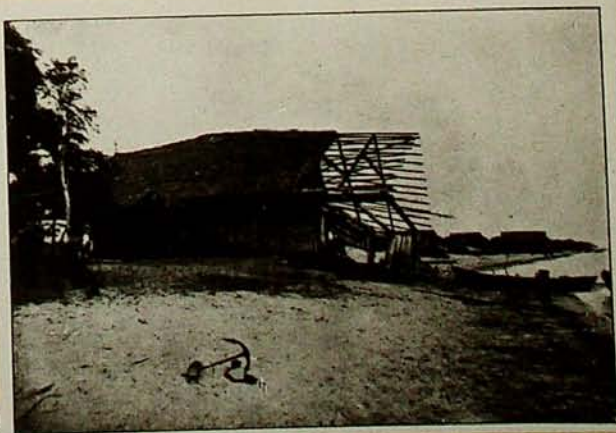
Friedhof bei Preil
durch Festlegung der
Wanderdüne vor dem
versanden geschützt.



Strafgefangene beim
Plätzemachen auf den
Wanderdünen bei Preil
(1899)



Kiefernbesteck bei Preil



Vom Hochwasser unter-
spültes Fischerhaus
zu Preil. (1897)



Buhnen am Haffufer
von Preil. (1898)



Fritz Dullies

Ein Engländer bereist die Kurische Nehrung (1804)

John Carr, ein Engländer, der sich auf dem Titel seines Buches „L' Été du Nord où Voyage autour de la Baltique dans l' année 1804“ (Paris 1808) „Ecuyer“ (Hofkavalier) nennt, kam auf dieser Reise über Dänemark, Schweden, Rußland auch durch Memel und über die Kurische Nehrung. Seine Erlebnisse und Urteile dürften bei uns heute Teilnahme erwecken, so daß ich sie übersetzt habe:

„Wir kamen zur Essenszeit in Memel an. Diese Stadt, die lebhaften Handel treibt, liegt am Rande der Ostsee; sie ist schlecht gepflastert und fast immer voller Schmutz. Wir besuchten in der Zitadelle das Gefängnis, welches uns in sehr schlechtem Zustande erschien; die Männer und sogar die Frauen – man sollte es kaum glauben – sind mit Eisen gekettet, die, befestigt zwischen Knien und Waden, ihre Beine fesseln.

Wir blieben zwei Tage in Memel in der Erwartung eines günstigen Windes, um zu Wasser nach Königsberg weiterzureisen; während dieser Zwischenzeit war ich tagtäglich bei der Parade sowie der militärischen Ausbildung gegenwärtig, und ich war entsetzt über die Rohrstockhiebe, die unausgesetzt und bei der geringsten Gelegenheit auf die Rücken der Soldaten niederhagelten; ich bin nicht Zeuge gleicher Züge von Strenge in Rußland gewesen, wo vielmehr die Truppen von sehr guter Haltung sind. – (Hierzu dürfte eine Stelle in dem Briefe Staegemanns an Scheffner aus Berlin vom 18. IV. 1816 interessieren: „In Paris (Staegemann hatte 1814 Fürst Hardenberg nach Paris begleitet) waren die Engländer nicht verhaßt, aber verachtet wegen ihres wirklich unanständigen sordiden Geizes und wegen der unmenschlichen Prügel in der Armee, wozu auch unsere Landwehrmänner die Köpfe gewaltig schüttelten.“ Dabei ist ferner zu bedenken daß die Beobachtung Carrs ins Jahr 1804 fällt, also vor der Heeresreform Scharnhorsts, der bereits 1808 die Prügelstrafe abschaffte, während jene Mitteilung Staegemanns noch aus dem Jahre 1814 stammt!)

Als der Wind keine Neigung zeigte umzuschlagen, schifften wir uns mit unseren Pferden und Kutschen auf dem Paketboot über das Kurische Haff ein. Wir kamen zur ersten Poststation (Schwarzort), welche inmitten mehrerer Sandberge liegt; dort er-

fuhren wir, daß die Reisenden alle Pferde mitgenommen hatten, und unsere Wirtin empfahl uns infolgedessen, uns eines kleinen Segelbootes zu bedienen, auf welchem man die gleiche Zuflucht findet, und uns über das Haff zur nächsten Poststation (Preil) übersetzen zu lassen. Wir gingen also von neuem unter Segel bei günstiger Brise, die aber einschloß, als wir ungefähr 7 (engl.) Meilen weiter gekommen waren.

Wir ankerten in der kleinen Bucht neben einigen Fischerhütten; in einer derselben verbrachten wir eine sehr üble Nacht inmitten von Enten, Hühnern und Haustieren jeder Sorte. Am nächsten Morgen war es uns unmöglich, uns in der Umgebung Pferde zu verschaffen, und die Post war noch in 8 Meilen Entfernung von uns.

Zu gelangweilt, auf einen günstigen Umschlag der Windrichtung zu warten, wollte ich die Stätten meiner Umgebung näher besichtigen, und ich ging daran, mit viel Mühe einen der Sandhügel zu erklimmen, die diesen unfruchtbaren Teil der Erde charakterisieren: Auf der einen Seite eröffnete sich der Blick auf die Ostsee, an deren Ufer Masten und Kiel eines schiffbrüchigen Seglers lagen, auf der andern das Haff, über welches wir geschifft waren; vor und hinter mir ein Streifen von Sandbergen, auf dessen blendender Oberfläche das Auge nicht länger als zwei Minuten verweilen konnte, ohne eine schmerzhaft empfindung zu verspüren.

Die Einwohner dieser Öde leben, sagt man, von rohen Aalen, die sie in Salz rollen und verschlingen, unbekümmert um die Schmerzen dieser Tiere, die sich um ihre Arme ringeln.

Der Wind hatte sich endlich erhoben, ich kehrte in das Fischerboot zurück, in dem kaum Platz genug war für die Handlung des Ruderknechts; wir kamen voran und gewannen die Haltestelle der Post Hidden (Nidden).

Dort führte man uns nach dem Abendessen in ein großes Gemach, wo unsere Betten waren oder vielmehr unsere Krippen, und wir fanden uns umringt von wenigstens vierzehn in den Betten liegenden ganz angekleideten Frauen, und man konnte schlechterdings nicht mehr bekleidet sein.

Am nächsten Morgen, als wir Anstalten

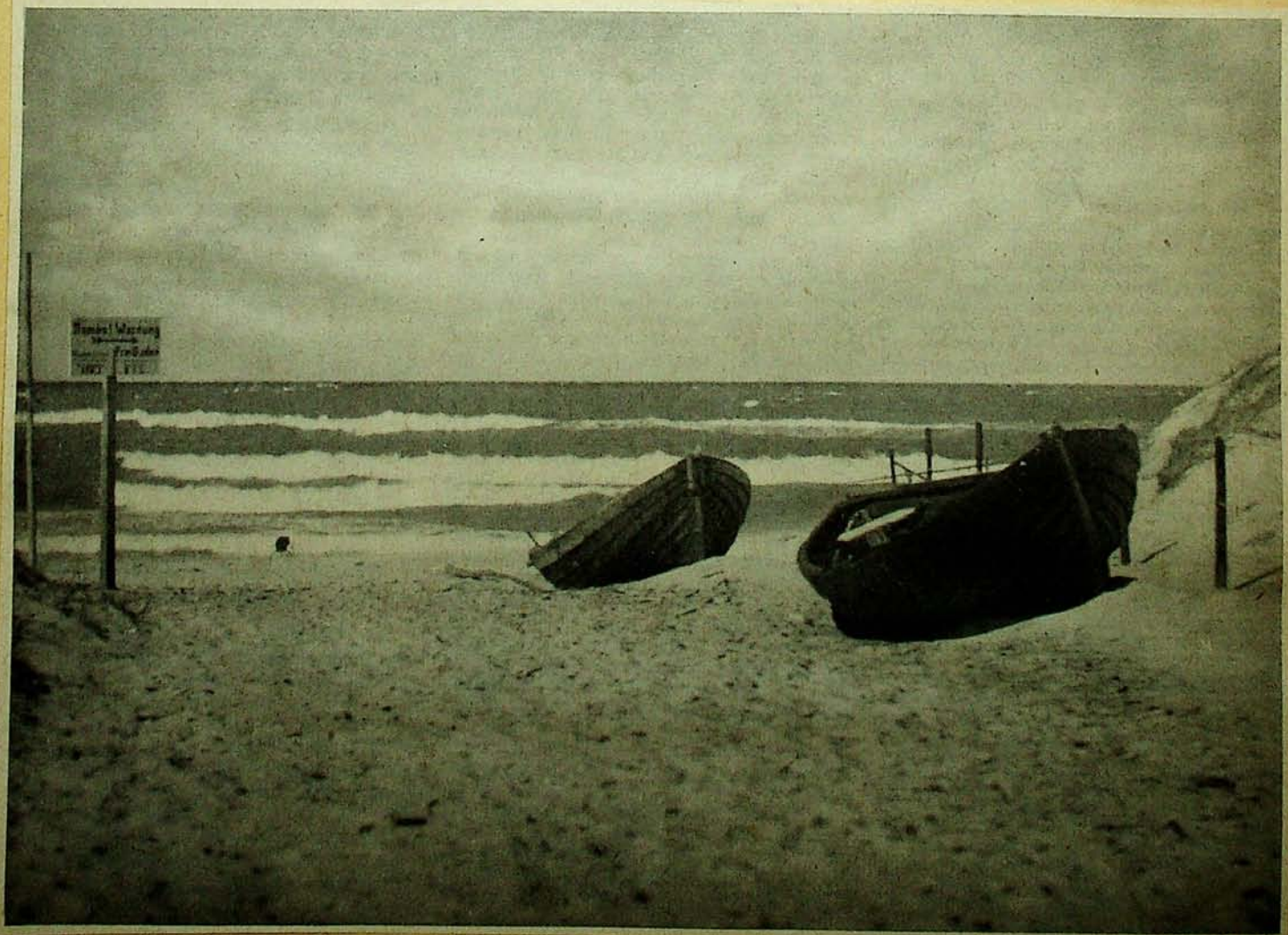
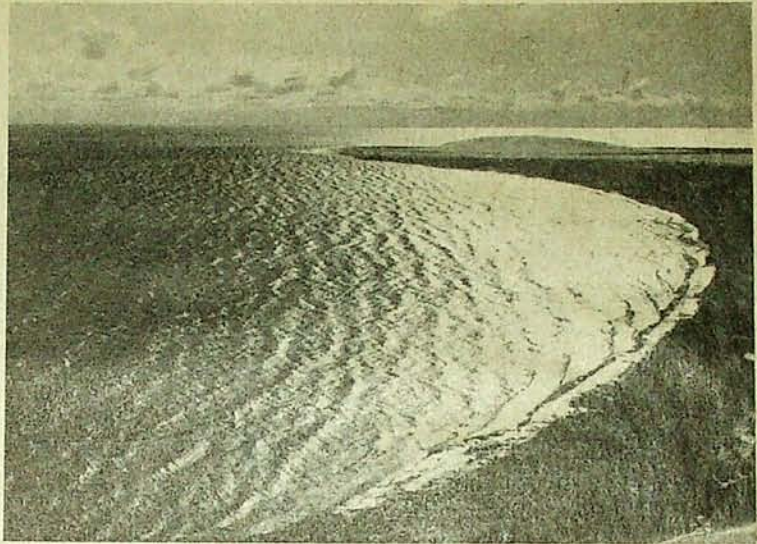
machten aufzubrechen, legte man uns die Rechnung vor, in welcher man uns ausplünderte, sodaß es uns nur mit vieler Mühe gelang, sie auf das richtige Maß zurückzuführen.

Je mehr wir uns Königsberg näherten, nahm das Land ein erfreulicheres Aussehen an; die Herbergen waren mit besseren Lebensmitteln versorgt, und wir fanden – das war für uns ein treffliches Gericht – ausgezeichnete Kartoffeln und Gemüse . . .“

Wie lauterer Silber

sehen die Haffeswellen im harten Gegenlicht aus. Hinreißend schön ist der Schwung der Budit bis zur Spitze des Hakens.

Aufn. : Inst. f. Ausl. Bez.





Das ist der Dorfbrunnen in der Gemeinde Preil, in der Fritz L. jahrelang zum Wohle seiner Landsleute als Bürgermeister wirkte.



Der Maler Hans Kallmeyer
mit einem 1935 in Preil erlegten Elchgebler mit Förster Hans Kurschus